P. 5. 29.

It. sing. 1446/5

Dsp

Briefe über die Schweiz

von

C[ristoph] Meiners,

Professor der Weltweisheit auf der Universität zu Göttingen.

Fünfter Theil.

(Mit Kupfern.)

Wien,

gedruckt und verlegt bey F. A. Schrämbl.

1792.

Wb/66/340

Bayerische
Staatsbibliothek
München

15.

Bayerische Staatsbibliothek München

Fortsetzung des fünften Briefes.

Im Pfeffersbade am 3. Aug.

So militärisch unser Nachtlager in Sennwald war, so wurden wir doch so dadurch gestärkt, daß wir am folgenden Morgen unsern Weg mit neuen Kräften antreten konnten. Wir verließen Sennwald um sechs Uhr, und blieben eine Zeit lang auf der Chaussee, die man zu bauen gezwungen worden ist, weil sonst alle Frachtfuhren sich auf die kaiserliche Chaussee an der andern Seite des Rheins hingewandt hätten. Zwischen Sennwald und Sax ist ein fast ununterbrochener Wald. In Gambs, so heißt, wenn ich nicht irre, der zweyte Ort von Sennwald aus, wies man uns auf einen Fußsteig, der näher als der Fahrweg durch Wiesen führt, und auf solchen Fußsteigen kamen wir, kleine

Strecken ausgenommen, bis nach Ragatz. Die Landschaften und Aussichten, die man zwischen Sennwald und Ragatz antrifft, sind einander eben so ähnlich als die Fußsteige, auf welchen man fortwandert. Dem Augenmaße nach sind die Gebirge, die an der rechten Seite durch die Grafschaften und Herrschaften Sax, Werdenberg, Gaster und Sargans fortlaufen, von den gegenüberstehenden deutschen und bündtnerischen Bergen meistens nicht viel weiter als eine Stunde, dann und wann etwas mehr und dann und wann weniger entfernt. Beide Gebirgketten scheinen auch beynahe von gleicher Höhe, und zwar ungefähr so hoch als der Camor zu seyn. An beiden Seiten sah man auf den Spitzen und an den Klüften mancher Berge noch Schnee liegen; allein keiner dieser Berge ist so hoch, daß er das ganze Jahr durch mit unvergänglichem Schnee bedeckt bliebe. Beide Gebirgketten erheben sich schnell und steil; die in den österreichischen Herrschaften vor dem Arlberge und in Bündten noch steiler als die schweizerischen. Wenn ihre Abgeschnittenheit es nicht hindert, so sind sie bis zur Hälfte oder noch höher mit Alpen und gegen ihre Häupter hinauf gewöhnlich mit Waldung bekleidet. Die Thäler, wodurch die Gebirgketten des alten Rhä-

tiens und Helvetiens getrennt werden, sind durchgehends niedrig, oft sumpfig, fast ganz eben, und eben deßwegen den Überschwemmungen des Rheins ausgesetzt. Sie bestehen größten Theils aus Wiesen; doch sieht man diesseits Trübenbach auch viele Felder mit Heidekorn, Mais und Kartoffeln bedeckt. Obstbäume trifft man gleichfalls viel häufiger diesseits Trübenbach als zwischen diesem Orte und Ragatz an. In den Dörfern sind die Häuser von Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt, die durch Lasten von Steinen fest gehalten werden. In diesem ganzen Striche Landes, der eigentlich außerhalb der Kette der schweizerischen Gebirge liegt, aber durch den scheidenden Rhein von den ältesten Zeiten her gleichsam als ein Anhang an Helvetien angeknüpft wurde, ist der Wohlstand, die Betriebsamkeit und besonders die Reinlichkeit viel geringer als in den Staaten, denen er angehört; wovon ich nicht weiß, ob man den Grund in dem Charakter der Einwohner oder in der Regierung der Landvögte suchen soll. Wir frühstückten in dem nächsten Dorfe hinter Werdenberg, und wollten in Trübenbach zu Mittag essen; allein hier konnte man uns weiter nichts als Milch, gesottene Eyer und schlechten Wein geben. In Trübenbach kamen wir zuerst an den

Rhein, der in der Nähe betrachtet eher verliert als gewinnt, weil man alsdann seine schmutzige Farbe und seine verderbliche Wildheit noch mehr als in der Ferne wahrnimmt. Mit genauer Noth erreichten wir Ragatz um acht Uhr, dessen Entfernung von Sennwald nur auf sechs Stunden geschätzt wird; allein nach dem starken Schritte, den wir unausgesetzt behaupteten, und den Stunden, die wir zwischen Sennwald und Ragatz zubrachten, muß der Weg wenigstens fünfthalb bis fünf deutsche Meilen betragen. Wir waren alle viel mehr ermüdet als nach unserer Camorreise, ungeachtet wir fast gar keinen Berg zu ersteigen gehabt hatten, eine mäßige Anhöhe hinter Trübenbach ausgenommen; und unsere Träger, und selbst der Appenzeller, der bis nach Chur mit uns gehen wird, hatten sich die Füße wund gelaufen. Diese ungewöhnliche Ermüdung und dieß Wundlaufen der Füße erklärten wir uns daher, daß wir fast immer in der Ebene gegangen waren, bey welchem Gehen stets dieselbigen Muskeln angespannt und dieselbigen Theile der Fußsohle gerieben wurden. Wir würden auf dem angeblich sechsstündigen Wege noch viel mehr gelitten haben, wenn nicht den größten Theil des Tages über der Himmel bedeckt gewesen, und die Luft von einem fri-

schen Ostwinde bewegt worden wäre. Die schmutzigen Treppen und Gänge, die wir gleich beym Eintritte in das Wirthshaus zu Ragatz erblickten, ließen uns fürchten, daß wir ein noch schlechteres Nachtlager als zu Sennwald antreffen würden; wir fanden aber einen freundlichen und gewandten Wirth, geräumige und luftige Zimmer, ein gutes Nachtessen, reinliche Betten und heute Morgen ein treffliches Frühstück. Nach einem Schlafe, um den uns Könige hätten beneiden können, verließen wir Ragatz, das keinen gefährlichern Feind als die Tamina hat, die vom Pfeffersbade herkommt, und sich bey Ragatz in den Rhein stürzt. Im Jahre 1762 brach dieß wilde Gletscherwasser auf ein Mahl mit einer solchen Wuth über Ragatz los, daß viele Wiesen und Weinberge mit ungeheuern, mehrere Ellen hohen Lasten von Felsstücken und Gries bedeckt, viele Häuser weggerissen und andere bis an das erste Stockwerk über der Erde verschüttet wurden.

Der Fußsteig, der nach dem Pfeffersbade führt, läuft an der rechten Seite der Tamina gleich hinter Ragatz ein gähes Gebirge hinan, zwischen welchem und einer gegenüberstehenden, meistens steil abgeschnittenen Felswand die Tamina in einer engen und tiefen Kluft mit einem unaufhörlichen don-

nernden Getöse fortrauscht. Wir mußten eine gute Stunde gehen, bevor wir diejenige Höhe des Gebirges erreichten, wo der Fußsteig eine horizontale Richtung zu erhalten anfängt. Dieß Steigen ist für gesunde und starke Fußgänger nicht sehr beschwerlich, weil man fast immer unter dem Schatten eines schönen Laubwaldes fortgeht. Wenn man nicht kurz vorher solche Wege gemacht und solche Aussichten gehabt hat, als wir gehabt und gemacht hatten; so muß man den ganzen Weg von Ragatz nach Pfeffers, und besonders die Stellen äußerst romantisch finden, wo man durch kleine Öffnungen des bis an die Tamina hinabsteigenden Waldes diesen schäumenden Strom in gräßlicher Tiefe unter sich sieht. Noch viel überraschender sind die Gegenstände, die man beym Ausgange aus dem Walde wahrnimmt, den die Natur an dem Abhange des Berges zur Beschützung des Wanderers gepflanzt zu haben scheint. Links entdeckt man auf ein Mahl jenseit der Tamina auf einer sanft sich neigenden Bergfläche, deren Felsenfuß bis dahin allein sichtbar ist, das Kloster Pfeffers, wo man, weil es eben Sonntag war, mit allen Glocken läutete. Dieß Geläute machte in der einsamen Gegend, wo ich in mich gesenkt voraus wandelte, und zwischen den

hohen Bergen, womit ich umgeben war, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf mein Ohr und meine Seele, und schuf auf ein Mahl die ganze Gegend um mich her in einen Tempel des Allmächtigen um, dessen Glanz die weiße Scheitel des hohen über alle seine Nachbarn hervorragenden Calandberges zu umstrahlen schien. Noch unerwarteter und erfreulicher als der Anblick des Klosters ist der des Dorfes Valens, dessen Hütten an den steilen Abhang des Berges, über welchen der Fußsteig sich hinzieht, hingezaubert zu seyn scheinen. Um dieses Dorf herum sieht man nicht nur die fruchtbarsten Wiesen, sondern auch Gärten und Fruchtfelder, und selbst Obstbäume, die in einer solchen Höhe schwerlich gedeihen würden, wenn nicht die Bergseite, die sie trägt, gegen Mittag gekehrt wäre. Das Badhaus entdeckt man nicht eher, als bis man fast darin ist. Der Fußsteig, der hinab führt, ist freylich sehr abschüssig, aber im geringsten nicht gefährlich, weil er sich in mannigfaltigen Krümmungen an der steilen Bergwand herum windet, und mit Bäumen und Gebüschen besetzt ist, an welche man sich halten kann.

Abends um 5½ Uhr.

So weit schrieb ich diesen Morgen, gleich nachdem ich mich umgekleidet hatte. Jetzt haben wir alles gesehen, was im Pfeffersbade zu sehen ist; allein ehe ich Ihnen das, was ich hier beobachtet und gehört habe, mittheile, will ich noch einen kleinen Rest von Nachrichten über Appenzell Inner-Rhoden nachhohlen. Ich kann einige Stunden ungestört schreiben, da ich so wenig als Spittler die Abendtafel besuchen werde.

Ungeachtet der Kanton Appenzell Inner-Rhoden weniger Gemeinschaft mit Fremden und weniger Betriebsamkeit hat als irgend ein anderer demokratischer Staat in der Schweiz, so sind doch die Sitten dieses unbesuchten und unmittheilenden Schäfervolks nach den übereinstimmenden Zeugnissen zuverlässiger Männer, die ich darüber befragt habe, viel mehr als die der Appenzeller in den Außer-Rhoden verdorben. Die Mädchen sollen in der ganzen gebirgigen Schweiz nirgends gefälliger, und die Lustseuche unter dem gemeinen Volke nirgends verbreiteter als in Appenzell Inner-Rhoden seyn. Besonders stehen die Appenzeller der Inner-Rhoden in der ganzen Nachbarschaft in dem bösen

Rufe, daß sie sich zwar nicht mit eigener Hand des Eigenthums anderer bemächtigen, aber ohne Scheu Diebe hehlen und gestohlne Sachen kaufen, welchen einträglichen Handel selbst Angesehene, die sich schon groß in ihrem Volke dünken, nicht verschmähen sollen. Die Verfassung ist anarchischer als die aller übrigen demokratischen Kantone, und ein beständiger Wechsel von Pöbeltyranney und Despotismus mächtiger Factionen, vor deren Rache die Überwundenen viel mehr als vor dem Zorne der eigenmächtigsten Fürsten und Minister zittern müssen. Die Geschichte des Landammanns Suter, der im Jahre 1784 enthauptet wurde, ist ein eben so trauriges als merkwürdiges Beyspiel von dem wilden und blutdürstigen Geiste der Verfassungen, die in der Schweiz noch immer als vorzüglich frey und glücklich gepriesen werden.

Anton Joseph Suter war vormahls in der Gemeinde Gonten Bademeister und Gastwirth, welche letztere Klasse von Leuten in den demokratischen Kantonen fast lauter wichtige Ehrenmänner oder Volksmänner enthält, weil Gastwirthe mehr als andere Gelegenheit haben, sich den Landleuten bekannt und auf eine fühlbare Art um sie verdient zu machen. Suter hatte nicht weniger Ehrgeiz als viele andere Gastwirthe

in und außer Appenzell gehabt hatten. Er begegnete daher im Jahre 1759, ein Jahr vorher, ehe Appenzell Inner-Rhoden einen Landvogt über das Rheinthal ernennen konnte, den Bauern, die ihn besuchten, so freundlich, und machte seinen Gästen eine so billige Zeche, daß diese es bemerkten, und ihm oft sagten: Sepp oder Sepli (eine Abkürzung von Joseph), du mußt Landvogt werden. Die dankbaren Bauern erinnerten sich an der nächsten Landesgemeinde ihres Versprechens, und ernannten den Bademeister und Gastwirth von Gonten vor fünf andern Männern, und unter diesen selbst vor dem Landammanne, Johann Jakob Geiger, zum Landvogte im Rheinthale. Dieser Sieg, den Suter über seine Nebenbuhler davon trug, machte die letzteren und deren Anhänger, vorzüglich aber den eben genannten Geiger zu seinen unversöhnlichen Widersachern. Selbst die Freunde von Sutern gestehen, daß dieser sich in seiner neuen Ehrenstelle nicht immer mit der Würde betragen, und was noch viel glaublicher ist, nicht immer diejenigen Kenntnisse und Erfahrung bewiesen habe, die man von einem Landvogte fordern könne. Unterdessen beging er eben so wenig schreyende Ungerechtigkeiten, als er den Unterthanen auffallende Wohlthaten erwies.

Auch gewann Suter auf seiner Landvogtey sehr wenig, weil die Appenzeller Bauern glaubten, daß er ihr ewiger Schuldner sey, und ihn deßwegen häufig besuchten. Wenn aber diese Besuche den größten Theil des Gewinns der Landvogtey wegnahmen, so trugen sie auch dazu bey, den gastfreyen Landvogt immer beliebter zu machen. Viele der Besuchenden dankten ihrem Freunde beym Abschiede mit den Worten: Herr Landvogt, Ihr müßt Landammann werden! Auch diese Verheißung wurde erfüllt, und Suter im Jahre 1762 wirklich zum Landammann erwählt. Suter glaubte das große Zutrauen seiner Landsleute und die Ertheilung der höchsten Würde durch irgend einen außerordentlichen Dienst vergelten zu müssen. Er wollte entdeckt haben, daß Appenzell auf eine im Lande gelegene Alp, die Säntisalp, welche der Hof oder das Dorf Oberried im Rheinthale seit undenklichen Zeiten besessen hatte, ein gegründeteres Recht als die bisherigen Besitzer habe. Er theilte diese seine Meinung dem Rathe in Appenzell mit, und diesem leuchteten Suters Gründe so sehr ein, daß er das Urtheil fällte: die Alp solle nach Billigkeit geschätzt und im Nahmen des Landes in Besitz genommen werden. Die Oberrieder wa-

ren mit diesem übereilten und ungerechten Ausspruche nicht zufrieden, und wandten sich daher an die Tagsatzung in Frauenfeld. Weder Suter noch der Rath in Appenzell ließen sich durch diesen Schritt irre machen. Letzterer schickte den erstern im Nahmen des Landes und mit gehörigen Instructionen versehen nach Frauenfeld, um vor der Tagsatzung die Bestätigung des von ihm gefällten Urtheils zu betreiben. Als aber der Rath merkte, daß die Sache eine ungünstige Wendung nehmen würde; so zog er sich allmählich aus dem angefangenen Rechtshandel zurück, und ließ den Landammann, der freylich Urheber desselben war, ganz allein vor dem Risse stehen. Im Jahre 1775 erfolgte endlich der Ausspruch der schweizerischen Ehrengesandten: daß Suter mit bessern Gründen einkommen solle; wenn er aber dergleichen nicht vorbringen könne, so solle die Alp ihren ehemahligen Besitzern wieder abgetreten, und den Oberriedern die Prozeßkosten, die sich auf 15 bis 1600 Gulden beliefen, vergütet werden. Freunde und Feinde waren auf Suters Zurückkunft und den Bescheid, den er mitbringen würde, gleich begierig. Der rückkehrende Landammann wurde daher von mehrern Neugierigen gefragt: wie die Sache abgelaufen sey.

und diesen soll er, wie einige vorgeben, geantwortet haben, der Prozeß sey gewonnen. Andere hingegen versichern, er habe bloß erklärt, daß er mehr erhalten als gesucht habe. Noch viel heftiger als durch diese unwahren oder zweydeutigen Antworten brachte Suter den Rath und einen großen Theil des Volks dadurch gegen sich auf, daß er sich eine Zeit lang unter allerley Vorwänden weigerte, von dem, was in Frauenfeld vorgegangen war, Bericht abzustatten. Da man nun von andern erfuhr, was Suter auszusagen fürchtete; so versammelte der Senat einen großen Landrath, und dieser beschloß: daß man den Landammann Suter seines Amtes entsetzen, und ihm das Landessiegel abnehmen wolle, weil er mit Lügen berichtet und die Appenzeller gegen ihre lieben Miteidgenossen in Verlegenheit gesetzt habe. Auch solle er in vierzehn Tagen die Unkosten zu bezahlen angehalten, und allen Landleuten bey Ehre und Eid untersagt werden, ihm weiter ihre Stimme zu geben. Dieß eigenmächtige Verfahren war Sutern so unerwartet, daß er in der erstern Bestürzung das Landessiegel herausgab; allein bald nachher bemerkte er, daß der Landrath ihm die höchste Würde nicht nehmen könne, die das ganze Volk

ihm gegeben habe, und wenn jener auch das Recht besitze, was ihm nicht zukomme, daß er niemand, am wenigsten die erste Magistratsperson, unverhört verurtheilen dürfe. Mit diesen Äußerungen wandte sich Suter an den Rath, und verlangte, daß ihm das Landessiegel wieder ausgeliefert werde, welches man ihm aber abschlug. Als der Rath ihm keine Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, so bat er, daß man eine außerordentliche Landesgemeinde zusammen rufen möge, damit er sich vor derselben rechtfertigen könne. Diese Forderung schien so gerecht, daß die Obrigkeit es nicht wagte, das Gesuch geradezu abzuweisen. Man berief also im September 1775 einen doppelten Landrath, um des vorläufig verstoßenen Landammanns Sache, und besonders sein letzteres Anliegen, in Überlegung zu nehmen. Während der Sitzung dieses doppelten Landraths versammelte sich eine große Menge von Landleuten, welche die letzte Entschließung desselben mit Ungeduld erwartete, vor dem Rathhause, und ein Theil der Bauern, die ihre Ungeduld nicht mäßigen konnten, drang mit Sutern in die Rathsstube, um die Bitte ihres Freundes zu unterstützen: daß man ihm entweder das Siegel heraus geben, oder eine außerordentli-

che Landesgemeinde bewilligen solle. Als der regierende Landammann die Versammelten fragte, wer ihnen befohlen habe, herzukommen, antworteten sie: Niemand. Ihre Absicht sey nur, zu wissen, wer die Unwahrheit vorgegeben, und dann um die Bestrafung der Schuldigen zu bitten. Auch Suter betheuerte beständig, und erbot sich, es mit vielen Zeugen zu beweisen, daß er keinen seiner Freunde herbestellt, keinen zum Eindringen in die Rathsstube aufgefordert, und noch weniger mit denen, die vor dem Rathhause blieben, einen gewaltthätigen Anschlag gemacht habe. Die Gegenwart so vieler Landleute, und vielleicht noch mehr die Grobheit derer, die sich mit Sutern in die Sitzung des Raths gewagt hatten, bewogen den letztern, eine außerordentliche Landesgemeinde gleich auf den nächsten Sonntag zu berufen. Zugleich aber verbanden sich alle Glieder dieses Raths auf das feyerlichste: daß keiner von ihnen auf Sutern rathen, das heißt, Sutern zum Landammann vorschlagen solle. In dem kurzen Zwischenraume von zwey Tagen, die zwischen der Bewilligung und Zusammenkunft der Landesgemeinde verstreichen, bewiesen selbst die heftigsten unter den persönlichen Feinden von Sutern

keinen so thätigen und wilden Verfolgungsgeist als die ehrwürdigen Väter Kapuziner, die man deßwegen als die vornehmsten Triebfedern oder Werkzeuge des traurigen Schicksals von Sutern ansieht. Diese wüthenden Mönche rannten in allen Häusern umher, versagten Suters Freunden im Beichtstuhle die Absolution, verdammten sie in ihren Predigten als Opfer der Hölle, ermunterten die Obrigkeit zur äußersten Schärfe gegen die Rebellen, weil Gott ihnen das Schwert der Gerechtigkeit nicht umsonst anvertraut habe, stellten Prozessionen an, ermahnten bey diesen Umgängen das Landvolk zum Gehorsame gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, und erklärten, daß es um Freyheit und Religion geschehen wäre, wenn Suter wieder Ammann würde. Als Gründe dieser unchristlichen, den Stand der Kapuziner entehrenden Ausbrüche von Feindseligkeit gibt man theils ihre Ergebenbeit gegen die mächtige Geigerische Partey, theils aber auch die unmönchischen Gesinnungen von Sutern an, der sehr duldsam gewesen seyn soll, und was den appenzellischen Kapuzinern sehr aufgefallen war, den ehemahligen Schuldheißen von Erlach zu Bern zum Gevatter gebeten hatte. So grob auch die Künste der Kapuziner und so em=

pörend ihre gehässigen Bemühungen waren, so thaten sie doch bey einem großen Theile des abergläubigen oder furchtsamen Pöbels ihre Wirkung. Am 16. September 1775, als am Tage der außerordentlichen Landesgemeinde, führte der Landammann Geiger die Gemeinde, bestieg mit Hülfe seiner Partey den Stuhl, berührte aber einen der Hauptgegenstände, um welcher willen das Volk versammelt worden war, den Prozeß wegen der Alp Säntis und die Rechtfertigung, wozu Suter sich vor der Landesgemeinde erboten hatte, nur mit wenigen Worten, und ließ gleich um die beiden Candidaten, welche der Rath vorgeschlagen hatte, und um Sutern, der von den Landleuten genannt worden war, durch Aufhebung der Hände mehren. Suter bemühte sich vergebens, auf den Landammannsstuhl zu kommen, um sich vor dem Volke zu vertheidigen, indem er von Geigers Anhängern mit Gewalt daran verhindert wurde. Wegen der Unordnung, die daher entstand, fiel das Mehr oder die Mehrheit der Stimmen auf den Altstatthalter Fäßler, der gleich nach seiner Wahl die gegenwärtige Stimmung des Volks nutzte und anfragte: ob man nicht die Rebellen gefangen nehmen wolle? Die übermächtige

Faction, die so eben den Landammann Suter von seiner Würde und von seiner Rechtfertigung verdrängt hatte, bewilligte Inquisition und Strafe gegen Personen, die niemand bisher genannt und angeklagt, und noch viel weniger verhört oder verurtheilet hatte. Nach diesem ungerechten Volksschlusse zog man gleich einige der geringern Anhänger von Sutern in Verhaft, allein an Sutern selbst vergriff man sich noch nicht, weil man nicht wußte, ob sich nicht die Gesinnungen des Volks ändern, und viele einen peinlichen Prozeß gegen einen Mann, den man so eben seiner Würde entsetzt hatte, zu hart finden würden? So furchtsam oder gemäßigt aber Suters Feinde Anfangs schienen, so traute ihnen doch der Verfolgte nicht, und er entfernte sich daher eine Zeit lang unter dem Vorwande, daß er der Mutter Gottes in Einsiedeln eine Wallfahrt gelobt habe. So bald Suter den Schauplatz verlassen hatte, so verurtheilte der große Rath den ehemahligen Landammann, ohne ihn vorzufordern und zu hören, als einen galgenmäßigen Rebellen und Aufrührer, als einen Friedens- und Freyheitsstörer, mit welchen Schimpfwörtern Suters Nahme an den Galgen geschlagen wurde. Man zog alle seine Gü-

ter ein, verbannte ihn aus der ganzen Schweiz, und setzte demjenigen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, einen Preis von hundert Thalern aus. Man untersagte allen Landleuten bey Ehre und Eid, keine Verbindung mit dem Verurtheilten zu unterhalten, und drohte denjenigen, die dieß thun, und entdeckt werden würden, daß man sie wie den Aufrührer selbst ansehen wolle. Man strafte sogar den Statthalter Signer, weil er im Rathe gelindere Gesinnungen geäußert hatte, um funfzig Thaler, und verwies ihn fünf Jahre lang von Rath und Gericht; und eben so zwang man einen Pfarrer Büchler, der sein Amt 30 Jahre lang untadelig verwaltet hatte, seine Pfründe aufzugeben, weil er der Suterischen Partey zu sehr gewogen und keine Ruhe zu hoffen sey, so lange er seinen Posten behalte.

Die Verdammungsgründe, welche der Rath in seinem Urtheile gegen Sutern anführte, waren folgende: Erstlich habe Suter seit sieben Jahren unrechtmäßigs Prozesse geführt; zweytens habe er sich seit zwey Jahren rebellisch gegen seine Obrigkeit betragen, und einige Herren Hauptleute Narren gescholten *); drittens sey er rebellischer

*) Welches, wie man in Appenzell selbst sag-

Weise bey den Bauern herum gelaufen, und habe diese zum Aufruhr aufgewiegelt; viertens habe er sich mit vielen Bauern verbunden, und sich mit diesen in die Rathsstube eingedrängt; fünftens habe er eben diesen Haufen von Bauern auf die Versammlung des zweyfachen Landraths wieder bestellt, um das ihm abgenommene Landessiegel zu erzwingen; sechstens habe er sich mit seinen Anhängern verabredet, daß diese ihm an der Landesgemeinde auf den Stuhl verhelfen sollten; siebentens habe er gotteslästerlicher Weise gesagt: Gott nehme nicht alles in Obacht: er (Suter) wolle wünschen, daß er ein Blitzstrahl sey, um einigen vom Rathe die Köpfe einzuschlagen; achtens habe er ehrenrührige Reden ausgestoßen und gesagt: Die Herren des großen Raths hätten ein Urtheil gemacht wie Schelme und Diebe, und hätten ihm Unrecht gethan.

Es muß einen jeden, der nicht ganz Barbar ist, unbegreiflich seyn, wie eine Obrigkeit, selbst in einem solchen Bauernstaate,

---

te und schrieb, so ganz unverdient nicht sey, da unter hundert und zwanzig solcher Ehrenmänner lange nicht die Hälfte, einige sagen gar nur sechs, lesen und schreiben können. Welche Richter und Väter des Vaterlandes!

dergleichen Appenzell Inner=Rhoden ist, das Herz gehabt hat, das Wort Rebell auf eine so unverantwortliche Art zu mißbrauchen, als in dem angeführten Urtheile geschah: wie sie es ferner wagen konnten, einem aus ihrem Mittel notorisch falsche oder unerwiesene Verbrechen aufzubürden, und einen Mann, der die erste Würde in seinem Vaterlande bekleidet hatte, ungehört und ungerufen zu verurtheilen, und auf seinen Kopf einen Preis zu setzen, als wenn er das Vaterland an einen auswärtigen Feind hätte verrathen, oder die ganze Regierunsform hätte umkehren wollen.

Als Suter erfuhr, daß man ihn aus der ganzen Schweiz verbannt und in seinem Vaterlande vogelfrey gemacht hatte, wandte er sich nach Kostanz, wo er, von seinen Freunden und selbst von mitleidigen Unbekannten unterstützt, ein stilles und untadeliges Leben führte. Vergebens flehte er die Eidgenossenschaft und den kaiserlichen Hof um kräftige Fürsprache an, und eben so vergeblich bat er in zwey Sendschreiben, die nachher gedruckt worden sind, die Obrigkeit in Appenzell, daß man ihm ein sicheres Geleit geben und erlauben möchte, seine Sache entweder vor der Landesgemeinde in Appenzell oder vor unparteyischen

Richtern zu vertheidigen, indem er ungehört verurtheilt worden. Das erste Sendschreiben wurde vernachlässigt, das andere aber durch die Hand des Henkers verbrannt, und zugleich seiner Frau angekündigt, daß sie bey Verlust ihres Land- und Erbrechts ihren Mann verlassen solle. Dieß Verfahren des Raths war zu tyrannisch, als daß es nicht Suters Freunde im höchsten Grade hätte empören, und zugleich bewegen sollen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um dem unterdrückten Manne Gehör und Gerechtigkeit zu verschaffen. Es versammelten sich daher in der Gemeinde Gonten bey nächtlicher Zeit gegen siebenzig Mann, die sich mit einander verabredeten, den Rath zu bitten, daß man Sutern einen Geleitsbrief geben, und ihm gestatten möge, zu seiner Vertheidigung ins Land zu kommen, da seine Klage vorzüglich darin bestehe, daß er nicht gehört worden sey. Werde er alsdann des Todes schuldig befunden, so könne man ihn gleich festhalten, und könne das Geld ersparen, welches man auf seinen Kopf gesetzt habe. So lobenswürdig dieser Eifer der Gemeindegenossen von Sutern und so gerecht ihre Bitte war, so sträflich und aufrührerisch schien ihr Verfahren der weisen Obrigkeit in Appenzell. Bevor die Männer von Gonten

ihr Gesuch anbrachten, waren sie schon verrathen. Vier derselben wurden in Verhaft genommen, und kurz und gut als Rebellen zum Tode verurtheilt. Nachdem man diese Freunde von Sutern drey Tage lang die schrecklichste Todesangst hatte ausstehen lassen, so wurden sie begnadigt und mit Ruthen ausgestrichen. Die übrigen Beförderer der Fürbitte strafte man gleichfalls an Ehre und Gut, und nur diejenigen wurden verschont, die ihren Vorsatz auf die kriechendste Art bereuten.

Nach allen diesen Gewaltthätigkeiten verloren Suters Freunde den Muth und Suter selbst alle Hoffnung, jemahls in sein Vaterland wieder hergestellt zu werden. Weil nun Suter und seine Anhänger zu ruhen schienen, so ließen auch die Angst und Rachbegierde der Verfolger so sehr nach, daß sie es nicht bemerkten, daß Suter häufig in die Gemeinden von Appenzell Außer-Rhoden, und sogar von Zeit zu Zeit in das Gebiet seines Vaterlandes kam, um seine Freunde heimlich zu besuchen. Allein die Aussage eines Verräthers änderte auf ein Mahl die Gesinnungen und Maßregeln der Obrigkeit in Appenzell, die sich nicht sicher mehr dünkte, und alles anwenden zu müssen glaubte, um den gefährlichen Flüchtling in ihre

Gewalt zu bekommen und aus der Welt zu schaffen.

Der falsche Angeber von Sutern war ein gewisser Baptista Röß, der vormahls einer seiner eifrigsten Freunde gewesen, und ebendeßwegen um 500 fl. gestraft und seiner Ehre beraubt worden war. Weil die Obrigkeit selbst fühlte, daß sie den Röß wie andere Suterianer viel zu hart strafe, so ließ sie den erstern schwören, daß er sich nie über sein Urtheil beklagen wolle. Allein der Unwille siegte über die Ehrfurcht gegen den erzwungenen Eid, und Röß äußerte sich auf eine unvorsichtige Art über die Ungerechtigkeit der Strafe, die man an ihm vollzogen habe. Diese Reden schienen der Obrigkeit eines angeblich freyen Volks sträflicher Hochverrath, und man machte eben Anstalten, den Urheber derselben zur Rechenschaft zu ziehen, als dieser sich aus dem Staube machte. Nach einer Abwesenheit von mehrern Jahren dachte Röß, daß die Väter des Volks einige unüberlegte Worte entweder vergessen oder vergeben hätten, und kehrte in sein Vaterland zurück. Er erfuhr aber bald, daß seine Feinde nicht schlummerten, indem man ihn ergriff, und als einen Rebellen zu behandeln anfing. Der kleinmüthige Röß fürchtete vielleicht eine

härtere Strafe, als man ihm zugedacht hatte, und suchte sich also durch folgende Aussage zu retten: Suter habe in einem Wirthshause in Appenzell Außer-Rhoden den Vorsatz geäußert, daß er mit so vielen Leuten, als er aus den Außern-Rhoden aufbringen könne, Appenzell plötzlich überfallen, sich der öffentlichen Gebäude bemächtigen, und dann die Einwohner zur Behauptung ihrer Freyheit auffordern wolle. Nach dieser Aussage eines Mannes, der aus mehrern einleuchtenden Ursachen verdächtig war, und den man selbst für ehrlos erklärt hatte, streute man das Gerücht aus, daß Suter den Anschlag habe, Appenzell in Brand zu stecken; und um diesem gehässigen Gerüchte Glauben zu verschaffen, stellte man zahlreiche Wachen aus. Ungeachtet alle diese Männer, die Röß als Mitwisser des Suterischen Entwurfs genannt hatte, eidlich betheuerten, daß sie dergleichen nie von Sutern gehört hätten, und ungeachtet Suter nachher auf der Folter standhaft bey der Versicherung blieb, daß ihm nie ein Gedanke des Überfalls oder der Verbrennung in den Kopf gekommen sey; so faßte doch der Rath in Appenzell den Entschluß, sich Suters auf die eine oder andere Art zu bemächtigen, und führte in der Folge das unglaubwürdige von Röß ausgesagte Verbre-

chen als einen Hauptgrund der zuerkannten Todesstrafe an. Die Mittel, welche die Obrigkeit in Appenzell gut hieß, und die Werkzeuge, die sie brauchte, waren in gleichem Grade verabscheuungswürdig, und sind ein trauriger Beweis der Unsittlichkeit, welche Mangel von Erziehuug und Unterricht in solchen Barbaren, als die wegen ihrer Unschuld so gepriesenen Hirten in Appenzell sind, hervor zu bringen pflegt. Ein Mitglied des Raths in den Inner-Rhoden, und dann der Kronenwirth und Gemeindehauptmann im Wald, also beide Männer in öffentlichen Ämtern, verabredeten es mit einander, wie sie das auf Suters Kopf gesetzte Blutgeld verdienen möchten. Der Kronenwirth, der dieser Schändlichkeit wegen nachher von seinen Gemeindegenossen der ihm anvertrauten Würde auf Zeitlebens beraubt wurde, verbreitete ein Gerücht: daß er es sich nicht verdrießen lassen würde, Sutern weit nachzureisen, wenn er nur erfahren könnte, wo er sich aufhalte; denn er habe ihm wichtige und nützliche Dinge zu eröffnen. Da man glaubte, daß dieß Gerücht zu Suters Ohren gekommen sey, verleitete man dessen in Appenzell verheirathete Tochter, daß sie ihrem Vater schreiben möchte, den Kronenwirth im Wald zu besuchen, indem dieser

ihm geheime Dinge zu offenbaren habe. Auf den Brief der Tochter kam der Vertriebene wirklich in das Wirthshaus im Wald, dessen Besitzer ihn nach einigem Weigern beredete, in seiner Gesellschaft nach Oberegg, einer großen Inner-Rhodischen Gemeinde, zu gehen, die aber von allen Seiten vom Rheinthale oder von Appenzell Außer-Rhoden eingeschlossen ist. So bald der Verräther mit dem Schlachtopfer seiner Treulosigkeit in Oberegg anlangte, wurde Suter in Verhaft genommen, und gleich am dritten Tage nach Appenzell gebracht. Die gefühllosen Inner-Rhodner, die den Gefangenen abhohlten, banden ihn auf einen Schlitten, und ließen ihren ehemahligen acht und sechzigjährigen Landammann bey sehr kaltem und stürmischen Wetter *) drey Stunden lang unter freyem Himmel auf dem Schlitten liegen, während daß sie in Altstätten auf obrigkeitliche Unkosten zechten. Gleich nach der Ablieferung wurden drey Examinatoren bestellt, die man unter den erklärten Feinden des Gefangenen aussuchte; und als diese durch Fragen und Zeugen nichts aus Sutern heraus bringen konnten, was die falschen Aus-

---

*) Es war der neunte März 1784.

sagen von Röß bestätigt hätte, so schritten sie zu dem beliebten Hülfsmittel aller Barbaren, und ließen den kraftlosen Greis drey Mahl an einem Tage foltern. Selbst die Schmerzen der Folter preßten dem alten Manne kein Bekenntniß der ihm zur Last gelegten Unternehmung gegen sein Vaterland ab. Nichts desto weniger sprach das Blutgericht, das aus hundert und einigen Personen besteht, am neunten März das Todesurtheil gegen Sutern aus, das auch an demselbigen Tage vollzogen wurde. In dem Todesurtheile wiederhohlte man eben die Verdammungsgründe, die man schon in dem ersten Urtheile angeführt hatte; nur setzte man die von Röß ausgesagten und durch die in den Außer-Rhoden abgehöhrten Zeugen gänzlich widerlegten Verbrechen hinzu, und rechnete Sutern auch dieses zum Hochverrathe an, daß er über das erste gegen ihn gefällte Urtheil geschmähet, daß er alle hohen Stände der dreyzehn Orte um Hülfe angesprochen und sich sogar an den kaiserlichen Hof gewandt habe.

Es gibt freylich in dem aufgeklärten und gesitteten Europa noch immer Staaten, wo durch die Nachlässigkeit oder Parteylichkeit von Richtern Unschuldige ihres Vermögens, oder gar ihres Lebens und ihrer Ehre be-

raubt werden; allein man wird schwerlich außer Appenzell und einigen andern demokratischen Kantonen in der Schweiz irgend ein anderes Land finden, in welchem die Richter in einer einzigen Sache so viele Sünden der Eigenmacht, der Ungerechtigkeit und Grausamkeit auf einander gehäuft hätten, als in dem Prozesse gegen Sutern begangen wurden. Eigenmächtig und gesetzwidrig war die erste Entsetzung von Sutern; höchst ungerecht war das erste so wohl, als zweyte Urtheil gegen den Verfolgten und die Bestrafung der Männer, die sich seiner auf die rechtmäßigste Art annahmen; unmenschlich endlich war das Verfahren gegen die Frau und die Mittel, deren man sich bediente, um des Verurtheilten habhaft zu werden.

Chur am 4. Aug.

Wir sind heute so früh in Chur angekommen, daß ich noch Zeit genug zu haben glaube, um Ihnen eine kurze Beschreibung vom Pfeffersbade und von unserer Reise hierher geben zu können.

Ich würde es kaum für möglich halten, selbst für Verbrecher, die man von aller menschlichen Gesellschaft absondern wollte, eine gräß-

lichere und Schwermuth und Angst in höherem Grade einflößende Lage zu finden, als die des Pfeffersbades ist, wenn ich nicht wüßte, daß der ehemahlige Aufenthalt der Brunnengäste noch unendlich scheußlicher war. Der Platz, auf welchem man das jetzige Badehaus im Anfange dieses Jahrhunderts erbaut hat, ist eine kleine von hohen Felsen und Bergen umgebene Fläche die man durch das Sprengen von Felsen, und durch das Abtragen eines Theils derjenigen Bergwand gewonnen hat, an welcher man zum Bade hinab steigt. Die eine längere Seite des Gebäudes schwebt über dem tiefen Bette der Tamina, die mit einer solchen Gewalt fortrauscht, daß man alle Augenblicke, besonders in den Zimmern an der Erde, glaubt, die heftigsten Donnerschläge oder das Geprassel einstürzender Felswände zu hören. Eben diese Seite berührt fast die südöstliche, mehrere hundert Schuh hohe Felswand, die sich unmittelbar aus dem Bette der Tamina empor hebt, und von welcher häufig Felsmassen herab fallen. Noch in der vorletzten Nacht stürzte von dem obersten Rande derselben ein so ungeheures Stück in die Tamina, daß selbst der Felsengrund, auf welchem das Badehaus steht, davon erbebte, und alle Badegäste durch die Erschütterung, wie durch den Stoß eines Erdbebens, aufgeschreckt

V.Th. S. 30.

C. Schindelmayer sc.

wurden. Die eine schmale südliche Seite ist gegen den engen und tiefen Schlund gekehrt, aus welchem die Tamina zwischen senkrechten und nach oben zu fast zusammenstoßenden Felswänden heraus dringt. Die zweyte schmale, der jetzt erwähnten entgegengesetzte Seite blickt dem Laufe der Tamina nach, die aber durch die sich krümmenden und schon hier nahe zusammenrückenden Gebirgsketten dem Auge bald entzogen wird. Am wenigsten furchtbar ist die Aussicht aus den Fenstern der nordwestlichen längern Seite des Badehauses. Man sieht zwar auch hier unmittelbar auf ein steiles und hohes Gebirge, allein dieß Gebirge ist doch mit Bäumen und grünendem Gebüsche bewachsen, und hier zeigt sich auch, aber auch hier nur allein, die Möglichkeit, wie man aus der tiefen Kluft, in welche das Badehaus hinab gesenkt ist, wieder heraus kommen kann.

So schauderhaft die Lage des jetzigen Badehauses ist, so ist sie doch noch heiter und entzückend gegen die Lage der ehemahligen Badehütten, in welchen die kranken Curgäste in den letzten Jahrhunderten wohnen mußten. Diese Hütten, deren drey oder vier gewesen seyn sollen, waren, Gott weiß wie, nahe an der Quelle über dem fürchterlichen Abgrunde angelegt, aus welchem die Tamina

heraus kommt, der von himmelhohen Felswänden ewig überschattet wird, und in welchen ich unten hinein zu schauen nicht das Herz gehabt habe. In diese Hütten konnte die Sonne selbst im höchsten Sommer nur eine Stunde lang um die Mittagszeit eindringen. Auch war kein anderes Mittel in die Kluft, wo die Hütten standen, hinab zu kommen, als daß man sich an Seilen hinunter ließ, und wenn dieses gleich ohne Unfall geschah, so war man doch in beständiger Gefahr, durch abgelöste Felsstücke zerschmettert zu werden. Jetzt wird das Quellwasser in das Badehaus durch hölzerne Röhren geleitet, die man in jedem Herbste wegnimmt, und in jedem Sommer wieder bis an die Quelle hinlegen muß. Neben diesen Röhren läuft eine schmale Brücke her, unstreitig die scheußlichste und gefahrvollste unsers ganzen Erdtheils. Der Anfang derselben ist durch eine Thüre verschlossen, damit nicht unvorsichtige Personen sich ohne Führer hinauf wagen sollen. Diese Brücke, wenn sie anders diesen Nahmen verdient, besteht aus einer Reihe von Bretern, die auf hervorragenden, in die Felswand getriebenen eisernen Stangen liegen, und zwanzig und mehrere Fuß über das mit großen und spitzigen Felsstücken angefüllte Bett der Tamina erhaben sind. Die Breter sind so schmal, daß man

manchmahl nicht beide Füße neben einander stellen könnte, und so dünn und gebrechlich, daß nie zwey Personen zugleich auf ein Bret treten dürfen. Noch vor vier Wochen brach ein Bret unter einem Frauenzimmer von Zürch ein, das nur mit genauer Noth von ihrem Nachfolger, einem angesehenen Manne aus der Schweiz, der mir diesen Unfall selbst erzählte, ergriffen und von dem tödtlichen Sturze in die Tamina, über welche sie hing, gerettet wurde. Dieß Frauenzimmer war, wie man sagte, seit fünf und zwanzig Jahren die erste ihres Geschlechts, die Neugierde und Muth genug hatte, den gefährlichen Gang nach der Quelle zu wandeln, den nur wenige Männer betreten, und von welchem alle, die ihn gemacht haben, mit dem höchsten Entsetzen reden. Grauen und Gefahr entstehen nicht bloß aus der geringen Breite und aus der Gebrechlichkeit der schwankenden Breter, unter welchen die von den Felswänden zusammengezwängte Tamina in dunkler Tiefe wegbrüllt, sondern beide werden dadurch noch vermehrt, daß die Breter an manchen Stellen durch kleine, von oben herabfallende Bäche schlüpfrig gemacht werden, und daß hin und wieder aus der Felswand, an welcher man fortgeht, Höcker hervor stechen, unter welchen man durchkriechen, oder um welche man nach

der Seite des Abgrundes hin sich herum winden muß. Alle diese Schrecknisse waren nicht hinreichend, unsere beiden jungen Freunde von dem Vorsatze, die Quelle zu besuchen, abzubringen. Ungeachtet Spittler und ich wußten, daß sie beide weder schwindlig, noch unvorsichtig seyen; so standen wir doch während ihrer Abwesenheit eine unsägliche Angst aus. Beide waren nach ihrer Rückkehr durchgenäßt, und beide versicherten uns, daß sie sich die Gefahren des Weges lange nicht so groß vorgestellt, als sie dieselben gefunden hätten.

Wenn man die enge und unzugängliche Kluft sieht, worin die Pfefferquelle verborgen ist, so kommt es einem unbegreiflich vor, wie man diese Quelle jemahls habe entdecken können; und dieses Räthsel wird auch ganz allein durch folgende wahrscheinliche Überlieferung aufgelöst. Eine alte Sage erzählt nähmlich, daß ein Gemsjäger einstens ein Stück Wild bis an die Kluft verfolgt habe, wodurch die östliche Felswand, aus welcher die heiße Quelle hervor sprudelt, von der gegenüberstehenden getrennt wird. Als der Jäger an dem Rande des Abgrundes, über welchen das Wild sich gerettet hatte, seiner Beute nachspürte, entdeckte er einen starken und fortdauernden Dampf, der aus der Tiefe her=

auf stieg. Dieser Dampf machte ihn aufmerksam, und wurde die Veranlassung, daß er sich mit Hülfe einiger Bekannten in die Felsenkluft hinab ließ, wo dann die wohlthätige Quelle entdeckt wurde. Das Quellwasser sammelt sich in der Felswand in einem tiefen und geräumigen Becken, welches sich das auflösende Wasser aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich ausgehöhlt hat, indem es nach allen Seiten hin fortnagte und noch immer fortnagt. Wenigstens behauptet man, daß die Öffnung, aus welcher das Wasser hervor dringt, noch bey Menschendenken vierzig Fuß höher in der Felswand und über dem Bette der Tamina gewesen sey als jetzt, und man befürchtet daher, daß der Ausfluß der immer sich tiefer senkenden Quelle bis zur Tamina und vielleicht noch tiefer als das Bett der Tamina hinab fallen werde.

Die Lage des Badehauses widersetzt sich vielen Anstalten, die man in allen berühmten deutschen Bädern und Gesundbrunnen zum Vergnügen und zur Gesundheit der Gäste gemacht hat. Bequeme, abwechselnde und beschattete Spaziergänge sind in der Kluft, in welcher das Badehaus liegt, durchaus unmöglich, und man glaubt schon viel gethan zu haben, und hat auch wirklich viel gethan, daß man an der nördlichen Gebirgseite einige Gän-

ge ausgehauen und geebnet, und einige Ruheplätze für die durch das Steigen ermüdeten Spaziergänger angelegt hat. Selbst diese wenigen Gänge aber sind so steil, daß schwache und an der Brust leidende Personen sie schwerlich erklimmen können, und diese sind daher während der ganzen Curzeit auf den Brunnensaal, oder auf die Gänge des Badhauses eingeschränkt. Gerade deßwegen aber, weil die Brunnengäste auf eine heitere und offene Wohnung, auf schöne und mannigfaltige Aussichten und auf bequeme Spaziergänge Verzicht thun müssen, gerade deßwegen sollten Gänge und Säle, Zimmer und Möbeln, Bäder, Speisen und Wein so gut als möglich seyn; allein es fehlt viel daran, daß alle diese Stücke so beschaffen wären, daß auch ein genügsamer Brunnengast sich damit befriedigen könnte. Der Brunnensaal, in welchem Morgens das Wasser getrunken wird, sieht eher einem tiefen Keller oder einem unterirdischen Kerker als einem Versammlungsorte in einem berühmten Bade ähnlich. Wenn die Gesellschaft nur etwas zahlreicher wird, als sie in diesem Jahre war; so müssen die Auf- und Niedergehenden sich nothwendig auf eine mühselige Art neben einander wegdrängen. Der große Gang, der gleich beym Eintritte in das Badehaus vor allen Zimmern

an der Erde wegläuft, und aus welchem man durch viele Stufen in den Brunnensaal hinab steigt, ist finster und einer beständigen Zugluft ausgesetzt. Auch die großen Zimmer sind düster und mit einem widerlichen Dufte angefüllt, dergleichen feuchten und lange verschlossenen Zimmern eigen zu seyn pflegt. Mit eben diesem unangenehmen und gewiß schädlichen Geruche waren auch die Betten und die Wäsche durchdrungen, die man uns gab. In den Zimmern, die ich gesehen habe, fand sich keine von den Bequemlichkeiten und Verzierungen, an welche in Deutschland alle Personen, die nicht zum Pöbel gehören, wie an Nothwendigkeiten des Lebens gewöhnt sind, und es kann gar nicht fehlen, daß nicht die mancherley Entbehrungen, wozu man in Pfeffers gezwungen wird, die Zufriedenheit vieler Badegäste stört, und eben dadurch die guten Wirkungen der Cur vermindert. Der Wein, den man uns vorsetzte, so wohl der weiße als der rothe, war so sauer, daß wir ihn für verdorben hielten; doch soll in den Weinbergen, die nicht weit vom Kloster gegen Osten liegen, ein Wein wachsen, den man mit dem Burgunder vergleicht. Das Essen läßt sich zwar nach Einer Mahlzeit nicht beurtheilen, allein es schien doch weit unter der Tafel zu seyn, die man in den besten Wirthshäusern

der Schweiz antrifft. An der Tafel im Pfeffersbade herrscht eine Rangordnung oder ein Gesetz der Ancienneté, das ich sonst nirgends gefunden habe, und das ich auch auf keine Art billigen kann. Alle Brunnengäste sitzen nach der Ordnung, in welcher sie gekommen sind: die ältesten oben und die jüngsten unten. Denen, die oben sitzen, werden alle Schüsseln zuerst vorgesetzt, und sie können also nehmen und wählen, so viel und welche Stücke sie wollen. Eine Folge davon ist diese, daß für die zu unterst sitzenden Tischgenossen entweder gar nichts oder nicht viel Genießbares übrig bleibt. Dieß widerfuhr auch mir und einem meiner Freunde, und da wir in Gefahr waren, Hunger zu leiden; so drangen wir darauf, daß wenigstens der Braten vor uns hingestellt werde. Wir würden aber lieber hungrig aufgestanden seyn, als diese Forderung gemacht haben, wenn wir von der Tischsitte im Pfeffersbade unterrichtet gewesen wären.

Weil ich einmahl im Pfeffersbade war, so nahm ich mir vor, zu baden, und man bereitete mir das beste Bad, das, wenn ich nicht irre, das Herren-oder Fürstenbad heißt. Allein als die Thür des Badezimmers geöffnet wurde, so fand ich es mit so heißen und beklemmenden Dünsten angefüllt, daß ich zu

ersticken fürchtete, wenn ich nur einige Minuten darin bleiben sollte. Ich wagte mich also nicht hinein, ungeachtet man mir versicherte, daß die Beklemmung, die man beym ersten Eintritte empfinde, sich bald nachher im Bade selbst verliere.

Wohnung und Bewirthung sind im Pfeffersbade nicht theuer, ungeachtet alles, was man braucht, mit großer Mühe und Kosten hinab gebracht werden muß. Den Wein läßt man vermittelst einer Winde an der hohen und steilen Felswand herunter, gegen welche die eine Seite des Badhauses gekehrt ist. Die Einkünfte des Bades, und besonders der Verkauf des Weins, machen einen Hauptzweig der Einnahme des Klosters aus, das sonst wenig oder gar kein bares Geld erhalten würde. Es ist, wie ich höre, schon mehrmahls die Rede davon gewesen, daß alle Stände der Eidgenossenschaft das Pfeffersbad kaufen wollten, um für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Brunnengäste bessere Einrichtungen zu machen, als bisher da waren. Dieser Gedanke ist einer von den Entwürfen, von welchen zu wünschen ist, daß sie nicht bloße Entwürfe bleiben. Es liegt allen Kantonen daran, daß ihre Kranke, die in dem mit Recht berühmten Pfeffersbade Hülfe suchen, ihre Cur mit den geringsten Beschwer-

den machen mögen. Wenn es möglich wäre, woran ich kaum zweifle, daß das Brunnenwasser durch ein Druckwerk bis an den Rand der östlichen Bergwand gehoben werden könnte; so würde das Badehaus eine offnere und angenehmere Lage als bisher erhalten, und man würde selbst schöne Spaziergänge anlegen können.

Wir verließen heute Morgen das Pfeffersbad um sieben Uhr, weil man bis Chur nur fünf Stunden rechnet. Auf dem ersten Brückchen sieht man in die gräuliche Kluft hinab, wo die Quelle entspringt. Der Fußsteig an dem Berge hinauf, auf welchem das Kloster liegt, ist viel steiler als der entgegengesetzte; aber auch wenigstens beym Hinaufsteigen ganz gefahrlos, weil die Stufen entweder mit Steinen oder mit Hölzern befestigt, und an der Seite des Abgrundes Geländer angebracht sind. Das Herabsteigen hingegen muß viel schreckhafter und bedenklicher seyn, weil man alsdann die Tiefe stets vor Augen hat, und sehr leicht mit den Schuhen an den Steinen oder Hölzern der Stuffen, die oft weit von einander abstehen, hangen bleiben und straucheln kann. Bevor man die Höhe erreicht, wo die Winde steht, erblickt man noch einige Mahle das Badehaus, das nicht viel größer als eine mäßige Hütte

erscheint. Von der Winde an läuft der Weg beständig in einer geringen Entfernung von der abgeschnittenen Felswand fort, die man, wenn man von Ragatz nach Pfeffers geht, zur Linken hat. Nichts desto weniger ist der Weg bis zum Kloster eben so bequem und schattig, oder noch beschatteter, als der, welcher von Valenz bis zum Bade führt. Der Verwalter, den das Kloster während der Curzeit im Pfeffersbade bestellt, hatte uns ein Empfehlungsschreiben an einen Geistlichen im Kloster mitgegeben, den wir aber so wenig als den Fürsten antrafen. Wir wurden dessen ungeachtet sehr höflich aufgenommen und allenthalben herum geführt. Die zum Kloster gehörigen Gebäude sind sehr weitläuftig; man entdeckt es aber im Speisesaale wie in der Kirche und im Garten, daß das Stift nicht mehr so reich ist, als es vormahls war. Dem Kloster gegen über sieht man zwey Wasserfälle, die in andern Ländern als Wunder der Natur besungen würden, aber in der Schweiz kaum bemerkt werden. Alle Berge und Örter, die um das Kloster herum liegen, und viele andere in der Grafschaft Sargans haben noch immer lateinische oder auch die alten rhätischen Nahmen, ungeachtet deutsches Blut und deutsche Sprache schon viele Jahrhunderte durch in diesen Gegenden und tief

in Bündten hinein herrschend geworden sind. Die deutschredenden Einwohner in allen den Thälern, welche der Rhein von seinem Ursprunge an bis an seinen Ausfluß in den Bodensee durchfließt, sind wahrscheinlich ein Gemische von Allemannen, Gothen, Longobarden und andern deutschen Völkern, die durch die rhätischen und penninischen Alpen in Italien einbrachen und zum Theile wieder aus ihren Eroberungen vertrieben wurden; und dieß Gemische so vieler deutschen Völker hat sich wahrscheinlich wieder mit den Überbleibseln der alten Rhätier von tuscischer Abkunft vermengt, die durch die einwandernden Eroberer nicht aufgerieben wurden. Einer solchen Vermischung mit undeutschem Blute schreibe ich es zu, daß die gemeinen Bündtner bey einem gleichen oder ähnlichen Wohlstande viel weniger reinlich als die Deutschen sind. An dem Mons Lunae nahe bey dem Kloster Pfeffers gibt es Bergbewohner, die im Winter ihr Vieh unter dem Schnee zur Tränke führen müssen, und dem Kloster gegen über an der andern Seite des Rheins liegt am Abhange eines hohen Berges ein Dorf, das oft ein ganzes Vierteljahr eingeschneyt ist, so daß die Einwohner nicht in das Thal herab kommen und die Thalleuke auch nicht zu ihnen hinauf steigen können.

Im Winter und besonders im Frühlinge vergeht fast kein Tag, wo man nicht den Donner oder die betäubenden Schläge der von den benachbarten Bergen herabrollenden Lauinen hörte.

Wenn man aus dem Walde heraus kommt, der den obern Abhang des Berges deckt, auf welchem das Kloster steht; so wird man durch die Schönheit des Thals, das man vor sich sieht, durch die Fruchtbarkeit der Wiesen, durch den Anblick von Weinbergen und besonders durch die zahllose Menge von Obstbäumen überrascht, womit Wege und Wiesen besetzt sind. Um desto öder ist die Fläche zwischen den beiden Rheinbrücken; denn diese ist entweder mit nacktem Gries und umhergeworfenen Steinen überschüttet, oder mit dünnen und niedrigen Gesträuchen bewachsen. Wenn der Boden des Zwischenraums zwischen den beiden Brücken auch besser wäre, als er wirklich ist; so würde es sich doch wahrscheinlich nicht der Mühe verlohnen, ihn anzubauen, weil man kein Jahr sicher wäre, daß nicht die Werke und Früchte des Fleißes durch die Überschwemmungen des unwiderstehlichen Rheins zerstört würden. Der Eintritt in Graubündten erregt die angenehmsten Empfindungen, indem die Landschaft bis Zizers derjenigen vollkommen gleich

ist, die man vor der ersten Rheinbrücke bewundert hat. Zizers ist ein großer und schön gebauter Flecken, dergleichen wir nach den gemeinen Begriffen, die man von Graubünden hat, in diesem Lande gar nicht erwartet hatten. Auch wurden wir in dem Wirthshause über alle unsere Hoffnung und dabey sehr billig bedient. Beym Mittagsessen hatten wir das Glück, den muthigen Grafen von Salis, der Hannickeln und seine Spießgesellen mit so vieler Entschlossenheit gefangen nahm, im Jagdhabite vorüber gehen zu sehen. Hinter Zizers sind noch manche Stellen, die in Rücksicht auf Fruchtbarkeit und Anbau dem Gelände vor diesem Flecken nichts nachgeben; allein im Ganzen genommen ist der Strich zwischen Zizers und Chur weniger ergiebig und kultivirt als der vorhergehende. Man findet sehr häufig nicht bloß das Land zwischen dem Wege und dem Rheine, sondern auch die Zwischenräume zwischen dem Wege und Gebirge mit dem wilden Gebüsche bewachsen, das die Natur allenthalben in der Schweiz wie in Deutschland an solchen Stellen hervor bringt, die oft mit unfruchtbarem Kiese bedeckt werden. Weil ich dieß charakteristische Gesträuch, wenn ich so reden darf, in manchen Gegenden wahrnahm, bis zu welchen ich unmöglich glauben konnte, daß der

Rhein jemahls hinauf gestiegen sey; so wußte ich nicht, wie ich die Entstehung desselben erklären sollte, bis wir bald an mehrere Stellen kamen, über welche reissende Bergwasser von der nahen Gebirgskette sich vor kurzem hergewälzt und ihren verwüstenden Lauf bis an den Rhein so wohl durch tiefe ausgewühlte Löcher, als durch ellenhohe Lager von Schutt bezeichnet hatten. Die Stellen, an welchen solche Bergwasser häufig herab kommen, werden in der Schweiz Rüvinen oder Rüffenen genannt, und solcher soll es bis Chur dreyzehn geben. Diese Rüffenen machen die Unterhaltung der Chaussee außerordentlich kostbar, indem man jährlich an mehreren Plätzen die ausgerissenen Wege gleichsam von Grund aus wieder aufbauen muß. Wenn ich anders recht beobachtet habe, so waren die Berge in solchen Gegenden, die den Waldwassern am meisten ausgesetzt sind, viel steiler und unbekleideter als anderswo. Unter dem Schutte, den die Rüffenen niedergesetzt hatten, fand ich keine Spur von harten, sondern bloß Bruchstücke von kalkartigen Steinen.

Am 5. Aug.

Chur ist eine kleine, schmutzige, schlecht gepflasterte und schlecht gebaute Stadt, wenn man die Wohnungen der verschiedenen Zweige der großen Salischen Familie ausnimmt. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 2500 Seelen geschätzt. Der Boden, auf welchem sie steht, ist sehr ungleich, indem sie am Fuße der von allen Seiten über die Stadt herüberblickenden Berge erbaut ist. Man mag in der Stadt gehen oder sich hinstellen, wo man will; so hat man immer nahe Berge vor sich, unter welchen der Calandaberg, der Chur vom Pfeffersbade scheidet, der höchste ist. Man braucht sieben gute Stunden, um hinauf zu steigen, und seine Spitze ist den größten Theil des Jahrs durch mit Schnee bedeckt. Heute war das Haupt des Calanda viel weißer als gestern, weil es selbst im hohen Sommer oben zu schneyen pflegt, wenn im Thale Regen fallen. Dieser Höhe und der damit verbundenen Kälte ungeachtet hat dieser gewaltige Berg bis an seinen Gipfel die schönsten Alpen für Kühe und Ziegen, welche letztern allein an den steilen und kahlen Wänden und scharfen Nadeln, in welche er ausläuft, mit

Sicherheit weiden können. Alle diese Alpen sind Gemeinalpen, auf welche ein jeder rechtmäßiger Theilnehmer so viel Vieh treiben kann, als er will. Wenn diese Erlaubniß so unbedingt ist, als man uns gesagt hat, oder als ich es wenigstens verstanden habe; so kann sie es bloß deßwegen seyn, weil man weiß, daß die Alpen hinreichen, alles das Vieh im Sommer zu ernähren, was man den Winter über mit dem in den Thälern gesammelten Heu durchfüttern kann.

Chur mußte von den ältesten Zeiten her wegen der Stelle, wo es erbaut ist, eine wichtige Niederlage oder wenigstens ein wichtiger Paß für den Handel zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz seyn. Viele Einwohner der Stadt übernehmen Frachtfuhren, oder unterhalten Saumpferde, mit welchen letztern man allein über die steilen und hohen Berge kommen kann, wodurch Graubündten von Italien und den italiänischen Vogteyen getrennt ist. Wenn man das Engadin und zum Theile das Prettigau ausnimmt, so kann man sagen, daß in Graubündten und den dazu gehörigen Ländern bis jetzt noch wenig oder gar keine Industrie sey. Im Engadin, das von der Natur weniger als irgend ein anderer Theil von Graubündten begünstigt seyn soll, fin-

den sich die schönsten und reinlichsten Dörfer, welches um desto mehr zu verwundern ist, da die Einwohner nicht deutschen Ursprungs sind. Weil ihr Vaterland ihnen nicht einmahl das Nothwendige geben würde, so verlassen die Engadiner den Sommer über meistens ihre Heimath, und ziehen in nahen und fernen Gegenden ihrem kleinen Handel oder Gewerben nach. Der Vater des Herrn Daniel von Salis, den wir kennen zu lernen das Vergnügen hatten, führte vor etwa zwanzig Jahren unter seine Mitbürger die Baumwollenspinnerey ein, die jetzt am stärksten im Prettigau getrieben wird. Das gesponnene Garn wird größten Theils an Fremde verkauft; denn in Chur sind nur zwey nicht sehr weitläuftige Fabriken von baumwollenen Zeugen, die von Mitgliedern der Salischen Familie angefangen worden sind, und noch fortgesetzt werden. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Vieh, Butter, Käse und Wein, welcher letztere vorzüglich nach Glaris gebracht oder abgehohlt wird. Seit einem Jahre aber haben die Glarner weniger als sonst gebraucht, weil man auch dort klagt, daß das Geld selten, und der Erwerb durch Fabriken nicht mehr so ergiebig und sicher als vormahls sey. In Graubündten gibt es einige sehr reiche edle

Geschlechter, allein im Ganzen genommen ist der Adel und der Bürger in Chur viel weniger reich als der Bauer wohlhabend ist. Man findet in Graubündten Bauern, die funfzig tausend Gulden und darüber im Vermögen haben. Am schlimmsten ist, wie es scheint, der Lehrstand beschieden. Viele Geistliche haben jährlich nur 100 Thlr., einige 150 bis 200 Thlr. und keiner mehr als 300 Thaler Einkünfte. Wenn nicht viele Söhne aus den reichen und großen Familien auswärtige Schulen besuchten, oder sich durch Reisen bildeten; so würde bey den geringen Besoldungen der Lehrer des Volks und der Jugend die Aufklärung in Graubündten noch weniger verbreitet seyn, als sie wirklich ist. Wir waren so glücklich, den Herrn Minister von Salis anzutreffen, der ein eben so eifriger Freund und Forscher der vaterländischen Natur ist, als er vormahls Beförderer der Jugendbildung war. Er macht noch jährlich eine oder mehrere Bergreisen, und wagt sich auf Höhen und auf schmale Pfade an Abgründen, vor denen uns bey der bloßen Erzählung schauderte. Wir sahen bey diesem verdienstvollen Patrioten mehrere merkwürdige Naturalien, die er selbst gesammelt hatte; unter andern Proben von Marmor, der an dem Gipfel des

Bernina gebrochen war. Bey der großen Kenntniß der Natur, und besonders der Natur in der gebirgigen Schweiz, die dem Herrn Minister eigen ist, wunderten wir uns, daß er den Crispalt, auf welchem man gewöhnlich die Quelle des Norder-Rheins sucht, und den Tödi-Berg in Glaris für die höchsten Berge in der Schweiz erklärte, und daß er es mit Pini als etwas Unterscheidendes an den aus Granit bestehenden Hochgebirgen ansah, daß ihre Häupter und Seiten abgerundet oder abgestumpft seyen.

Ungeachtet die Verfassung in Graubündten ganz demokratisch ist, so ist doch die Ungleichheit der Geburt, des Vermögens, der Kenntnisse und Verdienste unter den Mitgliedern dieser Republik so groß, daß nothwendig aus dem Schooße der Demokratie selbst eine Art von Aristokratie entstehen muß. Je älter und reicher ein edles Geschlecht ist, und je mehrere aufgeklärte und rechtschaffene Mitglieder es besitzt, desto zahlreicher sind seine Clienten, und desto größer sein Ansehen und Einfluß. Aus eben den Ursachen, aus welchen vormahls die römischen Patroni ihre Clientes hatten, aus eben den Ursachen schließen sich einzelne Landleute und ganze Gemeinden an irgend eine mächtige Familie oder edeln Bürger an, und beför-

dern die Absichten ihrer Wohlthäter, von welchen sie in der Noth Unterstützung und in Rechtshändeln Beystand oder Rath erhalten. Zwar ist das Ansehen auch der ersten Familien und der vornehmsten Männer nicht so groß, daß sie heilsame Entwürfe durchsetzen könnten, die wider die Vorurtheile oder das Interesse des gemeinen Mannes laufen, und noch vor wenigen Jahren fehlte nicht viel daran, daß einer von Salis für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden wäre, weil er den Vorschlag that, daß man dem kaiserlichen Hofe erlauben möchte, eine große Straße durch das Veltlin zu bauen, oder, wie Andere sagen, daß man dem Kaiser das Veltlin gegen eine Summe verkaufen möchte, deren Zinsen dem Lande viel mehr als die Einkünfte aller unterwürfigen Vogteyen eingebracht hätten. Auch können die Vornehmen nicht hindern, daß die Volksversammlungen manchmahl eben so unruhig als in den übrigen demokratischen Schweizerstaaten werden, und daß die verschieden Parteyen ihre Günstlinge mit den geräuschvollsten Bemühungen und bisweilen mit offenbarer Gewalt zu den zu vergebenden Würden zu erheben suchen; allein man kann es, glaube ich, mit Recht dem Einflusse mächtiger und aufgeklärter Patrio-

ten zuschreiben, daß in Chur und in Graubündten überhaupt manche nützliche Einrichtungen gemacht worden sind, an die man in andern ähnlichen Verfassungen noch nicht einmahl gedacht hat. Man kann es nicht genug loben, daß in Chur die Taxe für Säumer, so wohl für die Pferde, als für die Treiber oder Führer, auf das genaueste bestimmt ist, und der Reisende und Kaufmann ist daher in dieser Stadt nicht, wie anderswo, den Erpressungen der Säumer ausgesetzt. Noch rühmlicher sind die Bemühungen einer Gesellschaft von Patrioten, die im letzten Jahre eine Summe von vier hundert neuen Louisd'or zusammen brachten, nicht um gefährliche Landstreicher herbey zu locken, oder um arbeitsfähige Müßiggänger zu füttern, sondern vorzüglich, um Armen, die gern arbeiten wollten, aber keine Arbeit finden konnten, einen ehrlichen Erwerb zu verschaffen. Wahrscheinlich hat Graubündten es dem Rathe ähnlicher Vaterlandsfreunde zu verdanken, daß die Zölle, deren Ertrag den vornehmsten Zweig der öffentlichen Einkünfte ausmacht, nicht mehr, wie vormahls, verwaltet, sondern von Zeit zu Zeit an den Meistbietenden verpachtet werden. Seit dem dieses geschehen ist, hat man die Landesschulden bezahlt, einen öffentlichen Schatz zu

sammeln angefangen, und ist auch im Stande gewesen, durch ganz Graubündten, so weit es aus flachen Thälern besteht, bequeme Chausseen zu bauen. Diese Chausseen haben die Durchfuhr nach Italien beträchtlich vermehrt, und die vermehrte Durchfuhr ist wieder eine Ursache der erhöhten Pacht der Zölle geworden, welche die Salische Familie übernommen hat. Endlich ist es allem Vermuthen nach die Frucht der Vorstellungen angesehener und einsichtsvoller Männer, daß man die Landvogteyen nicht immer an die Meistbietenden, sondern sehr oft für geringere Summen an Würdigere verkauft, und daß man diese Summen eben so häufig in den gemeinen Seckel legt, als unter die Wählenden austheilt. Noch vor kurzem hat man eine Landvogtey im Veltlin, für die man sonst 14000 fl. erhielt, und vielleicht auch dieß Mahl erhalten hätte, absichtlich um 9000 fl. an einen edeln Mann überlassen, dem man es zutraute, daß er die Unterthanen gerecht und billig behandeln werde. Die Spaltungen zwischen den großen Familien, die vormahls so gefährliche Rotten und Unruhen veranlaßten, haben, Dank sey es der Aufklärung und dem dadurch verbreiteten Geiste des Friedens, in Graubündten gänzlich aufgehört.

Man redet jetzt in der übrigen Schweiz und vorzüglich in Graubündten sehr viel von den Unruhen im Veltlin und von dem kühnen Schritte der Unterthanen dieser Landschaft, die sich nach Meyland gewandt, und den Kaiser als Herzog von Meyland und als Schutzherrn der Grafschaften Veltlin, Worms und Cleve um Fürsprache und Hülfe gegen die Bedrückungen angefleht haben, welche sie theils von den Gutsherren und theils von den bündtnerischen Beamten erlitten zu haben vorgeben. Man sieht in Bündten diesen Schritt als durchaus unrechtmäßig an, und glaubt, daß die Veltliner, wenn sie gerechte Beschwerden gehabt hätten, sich an ihre Beherrscherinn, die Republik der drey Bünde, hätten wenden müssen. Auch ist man überzeugt, daß der kaiserliche Hof keine Befugniß habe, die Klagen der bündtnerischen Unterthanen anzunehmen, oder sich in die Streitigkeiten der Republik mit ihren Unterthanen zu mischen. Allein nach dem Urtheile eines großen Rechtsgelehrten, welches zu erfahren ich das Glück gehabt habe, besitzen die Veltliner das vollkommenste Recht, den Schutz des kaiserlichen Hofs anzuflehen, und der kaiserliche Hof das vollkommenste Recht, sich der Veltliner anzunehmen. Als nähmlich nach der gro=

ßen Empörung im Jahre 1620 der spanische Hof das Veltlin und die beiden übrigen vorhergenannten Grafschaften an Graubündten wieder abtrat, so geschah dieses unter gewissen Bedingungen, die in zwey Verträgen, dem so genanten Capitulat und der Capitulation, zusammen gefaßt wurden. Beide Verträge wurden im Jahre 1639 zu Meyland von den Bevollmächtigten beider Contrahenten, des Königs von Spanien, als damahligen Herzogs von Meyland, und der Republik Bündten, beschworen, und im Jahre 1726 von den Gesandten eben dieses Freystaats und Karls des sechsten wieder erneuert. Unter diesen beiden Verträgen bezieht sich die Capitulation fast ganz auf die politische und kirchliche Verfassung, die in den Grafschaften erhalten werden soll, und im achtzehnten Artikel dieser Capitulation heißt es, daß, wenn wegen der Grafschaften Streitigkeiten zwischen der Republik Bündten und dem Herzoge von Meyland entstehen sollten, alsdann eine jede der streitenden Parteyen zwey ehrliche Männer wählen, diese ihres Bürger- oder Unterthaneneides entlassen und zur Beylegung der Zwistigkeiten nach Cleve schicken sollten. Würden diese Schiedsrichter sich nicht vereinigen können, oder sich in zwey gleiche

Man redet jetzt in der übrigen Schweiz und vorzüglich in Graubündten sehr viel von den Unruhen im Veltlin und von dem kühnen Schritte der Unterthanen dieser Landschaft, die sich nach Meyland gewandt, und den Kaiser als Herzog von Meyland und als Schutzherrn der Grafschaften Veltlin, Worms und Cleve um Fürsprache und Hülfe gegen die Bedrückungen angefleht haben, welche sie theils von den Gutsherren und theils von den bündtnerischen Beamten erlitten zu haben vorgeben. Man sieht in Bündten diesen Schritt als durchaus unrechtmäßig an, und glaubt, daß die Veltliner, wenn sie gerechte Beschwerden gehabt hätten, sich an ihre Beherrscherinn, die Republik der drey Bünde, hätten wenden müssen. Auch ist man überzeugt, daß der kaiserliche Hof keine Befugniß habe, die Klagen der bündtnerischen Unterthanen anzunehmen, oder sich in die Streitigkeiten der Republik mit ihren Unterthanen zu mischen. Allein nach dem Urtheile eines großen Rechtsgelehrten, welches zu erfahren ich das Glück gehabt habe, besitzen die Veltliner das vollkommenste Recht, den Schutz des kaiserlichen Hofs anzuflehen, und der kaiserliche Hof das vollkommenste Recht, sich der Veltliner anzunehmen. Als nähmlich nach der gro-

ßen Empörung im Jahre 1620 der spanische Hof das Veltlin und die beiden übrigen vorhergenannten Grafschaften an Graubündten wieder abtrat, so geschah dieses unter gewissen Bedingungen, die in zwey Verträgen, dem so genanten Capitulat und der Capitulation, zusammen gefaßt wurden. Beide Verträge wurden im Jahre 1639 zu Meyland von den Bevollmächtigten beider Contrahenten, des Königs von Spanien, als damahligen Herzogs von Meyland, und der Republik Bündten, beschworen, und im Jahre 1726 von den Gesandten eben dieses Freystaats und Karls des sechsten wieder erneuert. Unter diesen beiden Verträgen bezieht sich die Capitulation fast ganz auf die politische und kirchliche Verfassung, die in den Grafschaften erhalten werden soll, und im achtzehnten Artikel dieser Capitulation heißt es, daß, wenn wegen der Grafschaften Streitigkeiten zwischen der Republik Bündten und dem Herzoge von Meyland entstehen sollten, alsdann eine jede der streitenden Parteyen zwey ehrliche Männer wählen, diese ihres Bürger- oder Unterthaneneides entlassen und zur Beylegung der Zwistigkeiten nach Cleve schicken sollten. Würden diese Schiedsrichter sich nicht vereinigen können, oder sich in zwey gleiche

Man redet jetzt in der übrigen Schweiz und vorzüglich in Graubündten sehr viel von den Unruhen im Veltlin und von dem kühnen Schritte der Unterthanen dieser Landschaft, die sich nach Meyland gewandt, und den Kaiser als Herzog von Meyland und als Schutzherrn der Grafschaften Veltlin, Worms und Cleve um Fürsprache und Hülfe gegen die Bedrückungen angefleht haben, welche sie theils von den Gutsherren und theils von den bündtnerischen Beamten erlitten zu haben vorgeben. Man sieht in Bündten diesen Schritt als durchaus unrechtmäßig an, und glaubt, daß die Veltliner, wenn sie gerechte Beschwerden gehabt hätten, sich an ihre Beherrscherinn, die Republik der drey Bünde, hätten wenden müssen. Auch ist man überzeugt, daß der kaiserliche Hof keine Befugniß habe, die Klagen der bündtnerischen Unterthanen anzunehmen, oder sich in die Streitigkeiten der Republik mit ihren Unterthanen zu mischen. Allein nach dem Urtheile eines großen Rechtsgelehrten, welches zu erfahren ich das Glück gehabt habe, besitzen die Veltliner das vollkommenste Recht, den Schutz des kaiserlichen Hofs anzuflehen, und der kaiserliche Hof das vollkommenste Recht, sich der Veltliner anzunehmen. Als nähmlich nach der gro=

ßen Empörung im Jahre 1620 der spanische Hof das Veltlin und die beiden übrigen vorhergenannten Grafschaften an Graubündten wieder abtrat, so geschah dieses unter gewissen Bedingungen, die in zwey Verträgen, dem so genanten Capitulat und der Capitulation, zusammen gefaßt wurden. Beide Verträge wurden im Jahre 1639 zu Meyland von den Bevollmächtigten beider Contrahenten, des Königs von Spanien, als damahligen Herzogs von Meyland, und der Republik Bündten, beschworen, und im Jahre 1726 von den Gesandten eben dieses Freystaats und Karls des sechsten wieder erneuert. Unter diesen beiden Verträgen bezieht sich die Capitulation fast ganz auf die politische und kirchliche Verfassung, die in den Grafschaften erhalten werden soll, und im achtzehnten Artikel dieser Capitulation heißt es, daß, wenn wegen der Grafschaften Streitigkeiten zwischen der Republik Bündten und dem Herzoge von Meyland entstehen sollten, alsdann eine jede der streitenden Parteyen zwey ehrliche Männer wählen, diese ihres Bürger- oder Unterthaneneides entlassen und zur Beylegung der Zwistigkeiten nach Cleve schicken sollten. Würden diese Schiedsrichter sich nicht vereinigen können, oder sich in zwey gleiche

Man redet jetzt in der übrigen Schweiz und vorzüglich in Graubündten sehr viel von den Unruhen im Veltlin und von dem kühnen Schritte der Unterthanen dieser Landschaft, die sich nach Meyland gewandt, und den Kaiser als Herzog von Meyland und als Schutzherrn der Grafschaften Veltlin, Worms und Cleve um Fürsprache und Hülfe gegen die Bedrückungen angefleht haben, welche sie theils von den Gutsherren und theils von den bündtnerischen Beamten erlitten zu haben vorgeben. Man sieht in Bündten diesen Schritt als durchaus unrechtmäßig an, und glaubt, daß die Veltliner, wenn sie gerechte Beschwerden gehabt hätten, sich an ihre Beherrscherinn, die Republik der drey Bünde, hätten wenden müssen. Auch ist man überzeugt, daß der kaiserliche Hof keine Befugniß habe, die Klagen der bündtnerischen Unterthanen anzunehmen, oder sich in die Streitigkeiten der Republik mit ihren Unterthanen zu mischen. Allein nach dem Urtheile eines großen Rechtsgelehrten, welches zu erfahren ich das Glück gehabt habe, besitzen die Veltliner das vollkommenste Recht, den Schutz des kaiserlichen Hofs anzuflehen, und der kaiserliche Hof das vollkommenste Recht, sich der Veltliner anzunehmen. Als nähmlich nach der gro-

ßen Empörung im Jahre 1620 der spanische Hof das Veltlin und die beiden übrigen vorhergenannten Grafschaften an Graubündten wieder abtrat, so geschah dieses unter gewissen Bedingungen, die in zwey Verträgen, dem so genanten Capitulat und der Capitulation, zusammen gefaßt wurden. Beide Verträge wurden im Jahre 1639 zu Meyland von den Bevollmächtigten beider Contrahenten, des Königs von Spanien, als damahligen Herzogs von Meyland, und der Republik Bündten, beschworen, und im Jahre 1726 von den Gesandten eben dieses Freystaats und Karls des sechsten wieder erneuert. Unter diesen beiden Verträgen bezieht sich die Capitulation fast ganz auf die politische und kirchliche Verfassung, die in den Grafschaften erhalten werden soll, und im achtzehnten Artikel dieser Capitulation heißt es, daß, wenn wegen der Grafschaften Streitigkeiten zwischen der Republik Bündten und dem Herzoge von Meyland entstehen sollten, alsdann eine jede der streitenden Parteyen zwey ehrliche Männer wählen, diese ihres Bürger- oder Unterthaneneides entlassen und zur Beylegung der Zwistigkeiten nach Cleve schicken sollten. Würden diese Schiedsrichter sich nicht vereinigen können, oder sich in zwey gleiche

Parteyen theilen; so solle alsdann unter denselben durchs Loos ein Obmann erwählt werden, der den Ausschlag zu geben das Recht habe. — Noch wichtiger ist der fünf und zwanzigste Artikel eben dieses Vertrages. Wenn, heißt es in diesem, die Bündtner der Capitulation nicht nachkämen, so solle es angesehen werden, als wenn sie an dem Bündnisse gegen ihre Majestät ermangelt hätten. Nach diesen klaren Worten der Capitulation ist der Kaiser als Herzog von Meyland rechtmäßiger Schutzherr des Veltlins und der beiden übrigen Grafschaften; kann mit Recht auf die Erfüllung der in den Verträgen gethanen Zusagen dringen; kann mit Recht in allen Fällen, wo den Unterthanen gewisse ihnen ausdrücklich ausbedungene und zugestandene Gerechtsame geschmälert werden, die Stelle der Unterdrückten vertreten; kann mit Recht eine schiedsrichterliche Entscheidung der daher entstehenden Streitigkeiten verlangen, und wenn ihm diese verweigert würde, das ihm als Contrahenten aus dem Vertrage zustehende Recht nach Gutbefinden verfolgen. Nicht weniger unläugbar aber ist es, daß der kaiserliche Hof gar nicht befugt ist, sich in die Angelegenheiten der Bündtner und ihrer Unterthanen zu mischen, wenn diese

solche Punkte betreffen, die in der Capitulation nicht erwähnt oder nicht mit ganz unzweydeutigen Worten erwähnt worden sind.

Graubündten steht unverdienter Weise in Deutschland, und selbst in der Schweiz, in dem übeln Rufe, daß es wegen der häufigen Mörder und Räuber lange nicht so sicher als die übrige Schweiz zu bereisen sey. Den genausten Erkundigungen zu Folge kann ich versichern, daß nicht leicht in einem andern Lande weniger Mordthaten und Räubereyen als in Graubündten verübt werden; wenn aber dergleichen Verbrechen vorfallen, so werden sie entweder von Banditen, die aus Italien herein streifen, oder von bergamaskischen Hirten verübt, die ihre zahllosen Schafherden auf den bündtnerischen Alpen weiden. Selbst im Veltlin hat der Reisende nichts zu fürchten, weil der Veltliner nur aus Rache, aber fast gar nicht aus Raubsucht mordet. Wahr ist es unterdessen, daß in der Schweiz kein Land reicher an Vagabunden als Graubündten ist. Diese Vagabunden werden Zigeuner genannt, wenn sie auch gleich aus echtem deutschen oder schweizerischen Blute entsprossen sind. Solche Zigeuner ziehen in kleinern oder größern Haufen bey hellem Tage im Lande umher, betteln und mausen bey Tage, und

wagen nächtliche, aber heimliche und unblutige Einbrüche, morden aber und rauben auf öffentlicher Straße niemahls, weil sie dadurch die Duldung verlieren würden, unter deren Schutze sie im Lande umher streifen. Die Bauern vergreifen sich an diesem losen Gesindel gewöhnlich nicht, entweder weil sie Mitleiden mit ihnen haben, oder sich vor ihrer Rache fürchten, oder ihnen auch die gestohlnen Sachen abkaufen. Es soll daher in Graubündten gar nichts Seltenes seyn, Haufen von Zigeunern entweder an der Landstraße, oder in der Nachbarschaft von Dörfern hingelagert, oder schmausen und tanzen zu sehen, und man versicherte uns sogar, daß sie häufig vorüberreisende Säumer und Bauern zu ihren Schmäusen einladen, und daß diese auch kein Bedenken tragen, an den lustigen Gelagen der Landstreicher Theil zu nehmen. Wenn die Einbrüche zu schnell auf einander folgen, so stellt man von Zeit zu Zeit eine Vagabundenjagd an, und haut einem oder dem andern zum Schrecken der übrigen den Kopf ab, welches noch vor wenigen Wochen geschehen war. Nach einem solchen schreckenden Beyspiele entfernt sich ein Theil der Vagabunden in die benachbarten Länder, oder zieht sich auch in das

so genannte Oberland, das ist, in die hohen Bergthäler, zurück, die gegen den Ursprung des Rheins hinauf laufen, und die wir morgen zu durchwandern anfangen wollen. In diesen Bergthälern muß es fast unmöglich seyn, der Gegend kundige Flüchtlinge zu haschen, weil sie nicht nur viele den Nachsetzenden unbekannte oder unzugängliche Höhen und Schlupfwinkel enthalten, sondern auch nach allen Seiten hin gegen Glaris, Uri und Italien Ausgänge haben.

Ungeachtet in Graubündten viele Gemsjäger sind, so halten doch die vornehmen Liebhaber der Jagd gelernte deutsche Jäger; auch sind die tyrolischen Scharfschützen der Sage nach viel geschickter als die bündtnerischen Gemsjäger. Die tyrolischen und bündtnerischen Gemsjäger sind, wie die wallisischen und savoyischen, in dem Zustande eines beständigen Krieges, und auf den Grenzgebirgen fallen manche Gefechte vor, die keiner Obrigkeit bekannt und von keiner Obrigkeit geahndet werden. Die tyrolischen Jäger streifen viel häufiger in das Bündtnerische als die bündtnerischen in das Tyrolische hinein. Noch vor wenigen Jahren machte sich ein ungewöhnlich starker, behender, muthiger und geschickter Scharfschütze aus Tyrol in einem großen Theile von Bündten und den angrenzenden Landen

furchtbar. Dieser Herkulische Jäger wagte sich bey hellem Tage und ganz ungescheut in die Gebirge und Thäler des Prettigau, und durchzog sogar die Berge und Wälder, die der Abtey Pfeffers gehören. Ganze Haufen von Bauern, die ihn bemerkten, hatten nicht Herz genug, ihn anzugreifen, indem sie seine Stärke, seine fast nie fehlende Geschicklichkeit im Schießen und die Trefflichkeit seiner gezogenen Doppelflinte kannten. Weil er auf den Bergen des Klosters Pfeffers wie auf seinem Eigenthum jagte, so erklärte der Fürst den kühnen Räuber für vogelfrey, und setzte demjenigen oder denjenigen eine große Belohnung aus, die ihn gefangen nehmen und einliefern würden. Der tyrolische Schütze ließ sich durch diesen Klosterbann so wenig abschrecken, daß er vielmehr bey hellem Tage allein hinging, und die Bannschrift von dem Orte, wo sie angeschlagen war, mit eigener Hand abriß. Da der Fürst von Pfeffers seinen Gegner mit offenbarer Gewalt nicht überwinden konte, so schloß er einen sichern Frieden mit demselben, und nahm ihn in seine Dienste. Es gefiel aber dem Tyroler nicht lange im Dienste des Klosters, und er ging wieder in sein Vaterland zurück.

Das Wetter ist schon diesen ganzen Nachmittag trübe und stürmisch, und man fürchtet, daß wir einige regnige Tage bekommen werden. Diese ungewisse Witterung hat uns endlich in dem Vorsatze bestätigt, den Rheinwald nicht zu besuchen: eine Reise, die uns drey Tage mehr wegnehmen würde, als wir zu unserer Bergreise überhaupt bestimmt haben. Wir geben aber die Besuchung der Gletscher des Hinter-Rheins nicht bloß deßwegen auf, weil wir schlechtes Wetter fürchten, und nicht mehrere Tage über die bestimmte Zeit ausbleiben können; sondern weil uns auch bange ist, daß ein Zusatz dreytägiger Beschwerlichkeiten zu denen, die wir schon überstanden haben, und noch überstehen müssen, bevor wir nach Bern zurück kommen, unserer Gesundheit nachtheilig werden könnte.

Urseren am 9. Aug.

Wir haben gestern unsere bündtnerische Reise viel glücklicher und mit viel weniger Unannehmlichkeiten, als wir erwartet hatten, geendigt. Ich eile, um hier noch eine kurze Beschreibung davon machen zu können.

Wir brachen vorgestern um sechs Uhr in der Begleitung eines bündtnerischen Führers

auf, der alle unsere Sachen auf ein Saumroß gepackt hatte. Als wir ausgingen, war der Himmel noch immer trübe, und die an den Bergen hangenden Wolken verkündigten nahen Regen, der uns auch wirklich einige Mahle, wiewohl nicht lange und heftig, überfiel. Gegen Mittag klärte sich der Himmel auf, und dieser heitere Himmel umwölkte sich nie auf eine drohende Art wieder. Auch macht man uns Hoffnung, daß wir noch eine Zeit lang beständiges Wetter haben werden.

Die Reise durch den obern oder grauen Bund von der Vereinigung der beiden Rheine an bis an den Ursprung des Vorder-Rheins, und von da durch die Oberalp nach Urseren, ist eine der interessantesten, die man in der gebirgigen Schweiz, so weit ich sie kenne, machen kann. Die Bergthäler, die man auf diesem Wege durchwandert, vereinigen alle großen und alle sanfteren Schönheiten der Natur in einem höhern Grade, als ich sie bisher vereinigt gefunden habe. Man sieht nicht bloß, wie auf andern Bergreisen, fruchtbare Wiesen und Alpen, einsame und dunkle Wälder, reissende Bergwasser und ungeheure Abgründe, die sie ausgehöhlt, oder noch schrecklichere Trümmer von Gebirgen und Felsen, die sie herab geschwemmt haben, nicht bloß abgeschnittene Felswände

und kühne Wasserfälle, oder prächtige Gletscher und Schneeberge; sondern man sieht auch, was man auf ähnlichen Bergreisen sonst nicht wahrnimmt, häufige Ruinen von Bergschlössern, die man, glaube ich, weder in der Schweiz noch in Deutschland auf einem gleichen Raume in so großer Zahl antrifft, überraschend schöne und angebaute Gründe, fast an einander hangende Pflanzungen von Obstbäumen und eben so häufige Getreidefelder. Die letztern laufen beynahe bis an den Ursprung des Vorder-Rheins hin, gewähren aber nie einen mehr bezaubernden Anblick, als wenn man sie auf den Höhen oder an steilen Abhängen von Bergen findet, die man aus der Tiefe kaum zugänglich oder höchstens Ziegenhirten und deren Herden zugänglich geglaubt hätte. Durch diese Mischung der wilden und bezähmten oder verschönerten Natur unterscheiden sich die Thäler, welche der Vorder-Rhein durchströmt, von der Gotthards-Straße eben so sehr, als diese jene durch die Folge von kühnen Brücken, durch den furchtbaren Weg zwischen den Schöllenen und durch die betäubenden Wasserfälle der Reuß übertrifft, mit welchen die des Vorder-Rheins gar nicht zu vergleichen sind.

Der Weg zwischen Chur und Reichenau kann noch nicht als der Anfang der Berg-

reise durch den obern Bund angesehen werden. Gebirge und Thäler sind denen zwischen Zizers und Chur vollkommen ähnlich, und die Straße läuft auch fast so eben als die Chaussee vor Chur fort. Am meisten unterscheidet sich diese Strecke durch zehn oder zwölf kegelförmige und abgerundete Hügel die in ungleichen Entfernungen einzeln da stehen, als wenn sie durch Menschenhände zusammen getragen wären. Besson glaubt, daß das ganze Thal vormahls eben so hoch als diese regelmäßigen Haufen von Steinen und Kies gewesen, und daß es durch reissende Ströme so tief, als es jetzt ist, ausgehöhlt worden sey, die noch übrigen Hügel ausgenommen, die von den Fluthen verschont worden. Wenn durch diese Thäler Gewässer jemahls so hoch gingen, als die Hügel erhaben sind; so würde ich eher glauben, daß die Hügel zusammen geschwemmt worden, als daß sie Überbleibsel eines weit höhern ausgespülten Thales seyen. Die Erhöhungen aber mögen entstanden seyn, wie sie wollen; so ist es immer auffallend, daß sich dergleichen in den übrigen flachen Thälern nicht finden, durch welche die Ströme, die solche Haufen zusammen schwemmen, oder stehen lassen konnten, nothwendig ausfließen mußten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit näher-

herte ich mich dem Platze, wo man den Zusammenfluß beider Rheine am besten übersehen kann, entweder weil mir diese Vereinigung auf eine gewisse Art der Ursprung des berühmten Flusses zu seyn schien, oder weil ich lebhafter als vorher fühlte, daß ich von seiner Quelle nicht mehr weit entfernt sey. Beide Arme des Rheins scheinen ungefähr gleich stark zu seyn, und um desto sonderbarer ist es, daß der gemeine Mann den Vorder-Rhein mehr für den wahren Rhein hält als den Hinter-Rhein, ungeachtet dieser aus einer größern Ferne und von größern und berühmtern Gletschern herab kommt als der Vorder-Rhein. Nicht weniger seltsam kommt mir dieses vor, daß man zwey Gletscherwasser, die in so beträchtlichen Entfernungen von einander entspringen, mit demselbigen Nahmen belegt, und als Arme eines und eben desselbigen Stroms angesehen hat. Beym Zusammensturze werfen beide Rheine freylich schäumende Wellen, aber doch lange nicht so hohe als ich geglaubt hatte. Viel gewaltiger sind die Strudel, welche der Vorder-Rhein kurz vorher bildet, ehe er sich mit dem Hinter-Rheine vereinigt; er stürzt nähmlich mit einem großen Theile seiner Gewässer gegen einen breiten und hervortretenden Felsstock,

in welchen der Fuß des nächsten Gebirges ausgeht, und an welchem er noch viele Jahrhunderte zu nagen haben wird, bevor er ihn aus dem Wege räumt. Wir stiegen an die Ufer des Hinter-Rheins hinab, um sein Geschiebe zu untersuchen, das aus lauter kleinen abgerundeten, so wohl harten als weichen Steinen von allerley Art besteht. Ich steckte einige saubere Quarzstücke zu mir, um dadurch in der Folge das Andenken meiner Gegenwart an den Ufern des Hinter-Rheins zu erneuern.

Wenn ich die gräßliche Tiefe ausnehme, in welcher man eine Zeit lang den schäumenden Rhein fließen hört; so entdeckt man selbst zwischen Reichenau und Trims keinen Gegenstand, der einen fühlen machte, daß man zwischen Hochgebirgen umher irre. Die silberhellen Bäche, die an den Bergen zur rechten Hand entspringen, fließen häufig über glänzende grüne Steine fort, die ich nach dem bloßen Anblicke für Serpentine hielt, von welcher Steinart der Herr Minister von Salis uns sagte, daß ein großer Theil der bündtnerischen Berge daraus bestehe. Schon zwischen Reichenau und Trims begegneten wir einigen Familien von so genannten Zigeunern, die aber kein sehr furchtbares Ansehen hatten. In Trims, wo zuerst romanisch geredet

wird, erhielten wir ein leidliches Mittagessen.

Der Weg zwischen Trims und Ilanz ist schon ungleich merkwürdiger als der von Reichenau nach Trims. Nicht weit hinter diesem Orte steht in der Bergkette, an welcher man weggeht, ein senkrecht abgeschnittener Fels von einer so außerordentlichen Höhe, dergleichen ich in der ganzen Schweiz nicht gesehen habe. Man müßte in der That einen sehr starken Kopf haben, wenn man unter dieser Felswand stehen und sie in ihrer ganzen Höhe betrachten könnte, ohne einen Ansatz von Schwindel zu empfinden. Wenn ich diesen felsigen Berg mit andern vergleiche, deren Höhe gemessen ist; so scheint es mir fast, als wenn seine senkrechte Wand wenigstens zwey hundert Klafter hoch seyn müßte. Hinter dem Flecken Flims sah ich auf meiner jetzigen Reise zum ersten Mahle mächtige Gletscher und solche Schneeberge, die nicht bloß an einigen Stellen, sondern von ihren Gipfeln an nach allen Seiten tief herab mit Schnee bedeckt waren. In dem einen der beiden Schneeberge, die sich hinter Flims erheben, ist ein Loch, durch welches die Einwohner von Elm im Kanton Glaris jährlich zwey Mahl am dritten März und am St. Michaelis Tage die Sonne

durchscheinen sehen. Die Öffnung, welche die Natur durch den ganzen Felsen gemacht hat, soll so groß seyn, daß ein Haus bequem hinein gesetzt werden könnte. Die Einwohner von Flims, so nahe sie auch den Gletschern und Schneebergen wohnen, werden doch für die schönsten in ganz Graubündten gehalten, und man glaubt, daß sie diese unterscheidende Schönheit der Lage ihres Orts zu danken hätten, der den größten Theil des Tages durch von der Sonne beschienen wird. Wenn man das waldige Gebirge überstiegen hat, nach welchem die Gemeinen über und unter dem Walde abgetheilt werden; so kommt man an eine Ravine oder Bergspalte, deren Tiefe vielleicht der Höhe der Felswand hinter Trims gleichkommt, und die gewiß von dem Bergwasser ausgespült worden ist, das noch immer durch diesen gräßlichen Schrund dem Rheine zugeleitet wird. Im Winter muß der Weg zwischen diesem Abgrunde und dem nahen Gebirge sehr gefährlich seyn, weil mehrere Güsse oder Läger von Felsstücken und abgebrochenen Baumstämmen, dergleichen die Lauinen zurück lassen, zeigten, daß häufige Lauinen von der Seite des Gebirges in die Tiefe des Abgrunds hinab stürzen. Das Thal, in welches man von dem Waldgebirge hinab

kommt, und das sich bis nach Jlanz hinauf zieht, ist noch viel fruchtbarer und angebauter als das Haßlithal, und überrascht den Wanderer eben so angenehm als dieses, weil man, ehe man es erreicht, eine Zeit lang in einer öden menschenleeren Gegend und zwischen traurigen Tannenwäldern umher irrt. Dieß schöne Thal, dem man den nicht schönen Nahmen der Grube gegeben hat, soll funfzehn Ortschaften enthalten, und bietet allenthalben eine liebliche Mischung von Feldern, Wiesen und ländlichen Gärten dar. In den beiden Gebirgketten, womit das Thal eingeschlossen ist, sind viele Schneeberge, deren Nahmen wir aber von den Einwohnern nicht erfahren konnten. Die südliche Gebirgkette öffnet sich an mehrern Stellen, und gewährt einen Blick in lange und schmale Seitenthäler, die meistens von Schneebergen geschlossen werden. In Jlanz kehrten wir bey der verwittweten Ammanninn ein, deren Haus durch seine Größe, durch die Breite und Länge seiner Gänge und Zimmer, und selbst durch die zum Theil prächtigen Möbeln, eher einem alten Schlosse als einem Gasthofe ähnlich sieht. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß manche Möbeln aus einem oder dem andern der alten Schlösser abstammen, die auf den

Bergen in der Nachbarschaft von Ilanz zerstreut liegen. Das Abendessen, die Betten und das Fruhstück waren in Ilanz so beschaffen, daß man auch außer Graubündten damit hätte zufrieden seyn können.

Die romantischste und mahlerischste Strecke des ganzen Weges durch den obern Bund ist diejenige, die wir am Morgen und Vormittage des siebenten Augusts zwischen Ilanz und Trims zurück legten. Weil die Brücke, die eine Stunde oberhalb Ilanz über den Rhein führt, vor kurzem weggerissen war, so mußten wir bis zur folgenden Brücke an der linken Seite des Rheins bleiben. Der unserm Führer eben so wenig als uns bekannte Fußsteig brachte uns auf den letzten Abhang des mit hohen Tannen dicht bewachsenen Gebirges, das bis an den Rhein hinab läuft, und dessen angefressener Fuß eine lange Strecke die hohen und steilen Ufer des reissenden Flusses bildet. Der wenig betretene Pfad ist aber selbst an solchen Stellen nicht gefährlich, wo er beynahe den Rand des Ufers berührt, weil auch dieses mit Bäumen oder Gebüschen besetzt ist. Man hat stundenlang den tobenden Rhein unmittelbar zur Seite, und auch dann, wenn man ihn vor dem dichten Gesträuche nicht sieht, hört man sein Brausen so laut, daß

man seine Nachbarschaft keinen Augenblick aus den Gedanken verlieren kann. Etwa eine Meile hinter Ilanz legt der Rhein die Gestalt eines Flusses ab, und wird einem mächtigen Gletscherbache ähnlich, der nicht mehr in einem meistens freyen Bette fließt, sondern sich beständig über große Felsstücke schäumend dahin wälzt. Auch der trockene Theil seines Betts, den er nur nach einem schnellen und starken Schmelzen von Schnee und Gletschern überströmt, ist fast allenthalben mit Granitblöcken oder mit kleinern Stücken von Granit oder Gneis belegt; doch trifft man hin und wieder beträchtliche Sandbänke und sogar Streifen von weichem Schlamme an, der nicht anders als aus den aufgelösten thonartigen Bestandtheilen der harten Gesteine entstehen kann. An einer Stelle sahen wir einen kleinen Haufen von äußerst feinem und zarten Glimmersande oder vielmehr Glimmerstaube, mit welchem wir nachher an der rechten Seite des Rheins, wo die obern Schichten der Gebirge aus Gneis oder Glimmerschiefer bestehen, den Weg Viertel- und halbe Stunden lange dicht überstreut fanden. Man geht auf den weichsten Rasen nicht so sanft als auf Fußsteigen, die einige Zoll hoch mit zartem Glimmerstaube bedeckt sind. So oft das waldige

Ufer sich öffnete, so sahen wir auf den Höhen und an den Seiten des gegenüberliegenden Gebirges entweder Trümmer von Bergschlössern, oder einzelne Hütten, oder ganze Dörfer mit reifenden Fruchtfeldern umkränzt, die sich bisweilen so schief gegen das Thal neigten, als wenn sie sammt den Wohnungen ihrer Besitzer in die Tiefe herab gleiten könnten. Auch an der linken Seite wich das Gebirge nie in einiger Entfernung von dem Ufer des Rheins zurück, ohne daß man die daher entstehenden Zwischenräume benutzt und mit einer oder mehrern Hütten bebaut hätte. Nicht weit von der zweyten oder jetzt vielmehr ersten Brücke, die von Ilanz an über den Rhein gebaut ist, findet sich der höchste und reichste Wasserfall, den wir auf unsrer Reise durch das bündtnerische Oberland angetroffen haben. Wir hörten das Getöse desselben wenigstens eine gute halbe Stunde vorher, ehe wir den Fall selbst entdeckten. Als wir an den Bach kamen, in welchem sich der Wasserfall wieder sammelt, bemerkten wir zwar, daß ein mächtiges Waldwasser sich über eine mehrere hundert Schuh hohe Felswand schäumend herab warf, und zum Theil in weit umherfliegende Staubwolken aufgelöst wurde; allein wir konnten uns wegen des be-

schwerlichen Zugangs dem Sturze selbst nicht so sehr nähern, daß wir ihn mit andern Wasserfällen hätten vergleichen können. In Trims kehrten wir bey dem Herrn Landammann von Casanova ein, der uns in kurzer Zeit ein gutes Mittagessen verschaffte, und in uns abermahls die Bemerkung veranlaßte, daß die Nachrichten der Reisenden von der Armseligkeit und Unreinlichkeit in Graubündten sehr übertrieben seyen.

Zwischen Trims und dem Kloster Disentis müssen die Berge, die Bündten und Glaris scheiden, in ihrem Innern aus Granit bestehen. Wir beobachteten dieß zuerst in dem breiten Bette eines Gletscherbachs, der von der nördlichen Gebirgkette herab kam, und eine ungeheure Menge von Granitblöcken herab geschwemmt hatte, unter welchen nicht wenige viele Zentner schwer waren. Eine andere unverwerfliche Probe von den Bestandtheilen der Grenzgebirge zwischen Glaris und Bündten ist der in seiner Art einzige Haufe von Granitmassen, die etwa eine Stunde vor Disentis, nahe an dem rechten Ufer des Rheins und dem an diesem Ufer fortlaufenden Wege, liegen, und die nicht anders als durch den Einsturz eines Granitfelsen an ihren gegenwärtigen Platz gekommen seyn können. Gegen diesen

Haufen von Granittrümmern erschien der, den ich vormahls hinter der Teufelsbrücke anstaunte, in meiner Erinnerung nicht viel mehr als ein Klumpen von Gries und kleinen Steinen, dergleichen ein mäßiger Bach zusammen schwemmen kann. Mehrere Stücke unter den bündtnerischen Granitblöcken sind höher und größer als die Häuser der nächsten Thalbewohner, und neigen oder stützen sich auf benachbarte Felsmassen auf eine solche Art an, daß in den Höhlen, die sie bilden, eine ganze Gesellschaft Schutz gegen Regen finden könnte. Andere liegen an so steilen Plätzen, und scheinen dem Übergewichte so nahe zu seyn, daß man fürchtet, sie möchten in dem Augenblicke, wo man vorüber eilt, sich zu bewegen anfangen, und alles, was sie antreffen, mit sich in den Rhein hinunter reissen. Alle diese Massen sind mit einem grünlich dunkeln Moose so dicht überzogen, daß man nach dem bloßen Anblicke die Steinart, woraus sie bestehen, nicht erkennen kann; übrigens enthalten sie, so viel ich gesehen habe, nicht die geringste Spur von Verwitterung. Ein hoher und prächtiger Granitberg würde in mir lange nicht das Erstaunen und die mancherley Betrachtungen erregt haben, welches diese Felsruinen hervor brachten. Bey dem An-

blicke solcher durch keine menschliche Kraft zu bewegenden Trümmer geht man in Gedanken nicht bloß in die unnennbaren Zeiten zurück, wo die ursprünglichen Gebirge sich bildeten, sondern man denkt auch an die schrecklichen Revolutionen, wodurch solche Trümmer von den Felsen, zu denen sie gehörten, abgerissen wurden, und dann an die Unzerstörbarkeit, mit welcher sie selbst als Ruinen allen Angriffen der Luft und Witterung, der Hitze und Kälte, Jahrhunderte oder Jahrtausende durch getrotzt haben, und noch lange trotzen werden. Vielleicht umwohnten diese Trümmer schon manche Nationen, deren Nahmen die Geschichte nicht kennt, und noch wahrscheinlicher ist es, daß alle Denkmahle menschlicher Kunst und menschlichen Fleißes, welche die Erde jetzt trägt und bewundert, lange verschwunden seyn werden, bis die Zeit die Granitmassen bey Disentis verzehren wird. Selbst alsdann, wenn ein ähnliches Erdbeben, als wodurch sie vielleicht an ihren gegenwärtigen Platz geschläudert wurden, sie in das Bett des nahen Rheins werfen sollte, selbst alsdann werden die zürnenden Fluthen viele Menschenalter durch über sie dahin stürzen, bevor sie dieselben werden auflösen oder zertrümmern können.

Wenn wir nicht von Pfeffers aus ein Empfehlungsschreiben an einen der Ordensbrüder in Disentis mitgebracht, und der ehrwürdige Fürst uns nicht in sein Stift eingeladen hätte; so würden wir in dem Flecken Disentis gewiß ein sehr elendes Nachtlager gefunden haben. Der erste Gasthof in Disentis war so unreinlich, daß er uns nicht anders als in der äußersten Noth bewohnbar schien; und der Inhaber des zweyten, der, wenn ich nicht irre, ein Landschreiber oder doch sonst eine obrigkeitliche Person ist, konnte uns nicht aufnehmen, weil seine Frau an demselbigen Tage ins Kindbett gekommen war. Weil wir erst gegen acht Uhr im Kloster anlangten, so hatten der Fürst und die übrigen geistlichen Herren schon lange ihre Abendtafel aufgehoben. Der Fürst, der uns sehr gnädig empfing, befahl aber, daß uns bald ein Abendessen bereitet und dann einem jeden sein Bett angewiesen würde. Es freute mich sehr, unter den ehrwürdigen Vätern von Disentis den Pater Placidus kennen zu lernen, der unstreitig einer der geübtesten Bergsteiger und Bergkundigen in ganz Graubündten ist. Dieser treffliche Mann hat alle umliegenden Thäler durchforscht, und alle, auch die höchsten und gefährlich-

sten Eisberge und Gletscher erklimmt, um eine richtige Karte von der benachbarten Gegend entwerfen zu können. Erst vor einigen Tagen war er von der Spitze des Tödi-Berges zurück gekommen, von welchem er mit Recht zweifelt, ob er vor ihm bestiegen worden. Bevor der P. Placidus und der Gemsjäger, der ihn begleitete, die oberste Höhe des Tödi-Berges erreichten, mußten sie mehrere Stunden lange in die fast senkrecht abhangenden Gletscher, die mit tiefen Schründen durchschnitten waren, Stufen einhauen, um ohne augenscheinliche Lebensgefahr höher steigen zu können. Die Luft war auf den Gletschern und der Spitze des Tödi-Berges so scharf, daß dem ehrwürdigen Vater so wohl als seinem Begleiter mehrere Tage lang das Gesicht heftig davon aufgeschwollen war. Auf der Höhe des Tödi-Berges war der P. Placidus über alle übrigen bündtnerischen und selbst urnerischen Berge weit erhaben, und daraus schloß er mit Recht, daß der Tödi zu den höchsten Eisbergen in der ganzen Schweiz gehöre. Der dienstfertige Naturfreund war so gütig, mir ein kleines Stück von einem Steine zu schenken, den er von der Spitze des Tödi mitgebracht hatte, und der unläugbar kalkartig war. Dieser lehrreichen Sel-

tenheit fügte der gütige Geber noch einige äußerst merwürdige Krystallisationen hinzu, die er an den Ufern des Mittel-Rheins gefunden hatte, und er würde diese schätzbaren Geschenke noch mit andern Merkwürdigkeiten seiner Sammlung vermehrt haben, wenn wir uns nicht gefürchtet hätten, unserm Pferde auf den rauhen Wegen, die uns bevor standen noch neue, wenn gleich geringe, Lasten aufzubürden.

Dem äußern Ansehen nach ist das Kloster Disentis nicht einmahl so reich als das Kloster Pfeffers. Beide haben durch die Verschwendung und Nachlässigkeit ihrer ehemahligen Vorsteher, noch mehr aber durch fremde Gewalt, an Rechten und Gütern verloren. Das Kloster Disentis hatte unter andern bis 1737 den Fruchtzehend in dem ganzen Hochgerichte dieses Nahmens. In dem angeführten Jahre aber zwangen die Landleute das Kloster, daß es diesen einträglichen Zehend um 32000 fl. verkaufen mußte, so wie es schon vorher mehrere andere Vorrechte und Einkünfte gegen willkürlich festgesetzte Preise hatte abtreten müssen. Wenn das Kloster sich geweigert hätte, den Landleuten den Zehend zu überlassen; so würde es in Gefahr gewesen seyn, bestürmt zu werden. Man sage also ja nicht mehr, daß

Eigenthum und wohlhergebrachte Rechte in demokratischen Verfassungen heilig seyn.

Dem Kloster gerade gegen über öffnet sich das enge und sehrohrähnliche Medelserthal, aus welchem der Mittel-Rhein heraus kommt, und an dessen Ende der Santa Maria- oder Lukmanierberg mit seiner glänzenden, ewig beschneyten Scheitel steht. Der gemeine Mann weiß in diesen Gegenden eben so wenig von dem Lukmanier als vom Crispalt, der gleichfalls im Romanischen einen andern, kaum erkennbaren Nahmen hat. Der Weg über den Lukmanier soll viel bequemer als die Straße über den Gotthard seyn, ungeachtet der erste dieser Berge viel höher als der andere ist. Dieß ist nicht das einzige Beyspiel in Graubündten nnd den benachbarten Gegenden, daß ein höherer Berg leichter als ein weniger hoher zu bereisen ist. So ist der Weg über den Albula- oder, wie man in Graubündten gemeiniglich sagt, über den Elbulaberg viel beschwerlicher und gefährlicher als der über den höhern Bernina, weil Reisende auf dem erstern nicht selten von so heftigen und kalten Winden und Schneegestöbern überfallen werden, daß Menschen und Thiere davon erstarren oder ersticken. Nirgends sind Kornleitern, die schon in mehrern Reisebeschrei-

bungen abgezeichnet worden sind, häufiger als um Disentis; denn in diesen hohen und kalten Gegenden werden sie nicht bloß zum Trocknen und Aufbewahren, sondern auch zum Reifen des Getreides gebraucht, wenn die Ernte so spät fällt, daß die Frucht auf dem Halme ihre gehörige Zeitigung nicht erhalten kann.

In Tavetsch konnten wir eben so wenig als in den meisten übrigen Örtern, die wir in den letzten Tagen berührten, Milch erhalten, weil die Herden jetzt auf den höchsten Alpen weiden. Unter den Männern, die haufenweise aus der Kirche kamen (denn man hatte eben Gottesdienst gehalten), waren mehrere vorzüglich groß und stark, und einige redeten auch französisch, weil sie lange in Frankreich gedient hatten; allein wir sahen hier, so wie auf dem übrigen Wege von Kur her, keine Mannspersonen, die von Körper und Gesicht schön gebildet gewesen wären. Unter den Weibern und Mädchen, die uns aufstießen, waren nur zwey, die man etwas mehr als leidlich nennen konnte; die Kinder hingegen waren ohne Ausnahme häßlich, aufgedunsen und kachektisch von Farbe und Bildung. Diese Häßlichkeit der Kinder ist allem Vermuthen nach die Wirkung der ekelhaften Unsauberkeit, in

welcher sie aufgezogen werden. Tavetsch ist von Selva fast eine Stunde und Selva von einer Alp, die an dem Fuße des Crispalt liegt, fast eben so weit entfernt, und doch rollte vor etwa vierzig Jahren eine so ungeheure Lauine von dem letztern Berge herab, daß dadurch fast das ganze Dorf Tavetsch bedeckt, die meisten Häuser niedergeworfen und gegen sechzig Personen erschlagen wurden. Wenn man den Abstand des Dorfes vom Crispalt sieht, so muß man es fast für unmöglich halten, daß eine Schneemasse von einem so entfernten Berge sich bis nach Tavetsch hinab wälzen, und so große Verwüstungen anrichten konnte. Auch hatte man in Tavetsch nie daran gedacht, daß man vom Crispalt so etwas zu fürchten habe, und denkt auch jetzt eben so wenig daran, als wenn sich nie wieder ein solches Unglück zutragen könnte, dergleichen sich zu der Väter Zeiten wirklich ereignet hat.

Von Tavetsch nach Selva begleitete uns der Pfarrer des letztern Orts, der ein Ordensgeistlicher aus Disentis ist, und gegen Reisende eine doppelte Gefälligkeit übt, indem er sie nicht nur, so gut er kann, bewirthet, sondern sie auch auf den Crispalt und Baduz begleitet. Diese beiden hohen

Berge sind gleichsam die Grenzpfeiler des langen Thals, das sich von Reichenau an, dem Laufe des Rheins nach, bis nach Selva und Chiamut *) hinauf zieht. Beide Berge sind durch eine breite und beschwerlich zu ersteigende Alp getrennt, indem wir fast zwey Stunden brauchten, um von Selva an den Oberalpsee zu kommen, der gleich hinter dieser Alp liegt. Der Crispalt steht zur Rechten des Thals, und spaltet sich gleich dem Baduz in mehrere Spitzen, unter welchen die zweyte oder entferntere viel höher als die erstere, diese aber steiler als jene abgeschnitten ist. Die beiden Spitzen des Crispalt, wenn anders nicht die höhere einen besondern Nahmen hat, sind durch eine große Kluft getrennt, die noch mit Schnee ausgefüllt war, die vordere Spitze hingegen war ganz schneelos. Der bloße Anblick zeigt, daß der Baduz viel höher als der Crispalt ist. Jener soll, wie der Pfarrer in Selva sagte, in sechs und dieser in fünf Stunden zu ersteigen seyn. Der Baduz war noch weit herab mit Schnee bedeckt.

Gegen Selva hin wird der Vorder-Rhein so schmal, daß man darüber hinspringen kann.

---

*) Ein Haufe von wenigen Häusern, der noch höher als Selva liegt.

Unsere jungen Freunde stiegen an dem hohen und steilen Ufer hinab, um das Vergnügen zu haben, den Rhein übersprungen zu haben. Der dienstfertige Pfarrer von Selva verschaffte uns durch seine mitwirkende Vorsorge und haushälterische Geschäftigkeit ein besseres Mittagessen als wir erwartet hatten; allein am Kaffee merkten wir, daß der Geschmack an diesem ausländischen Getränke noch nicht in die höchsten bündtnerischen wie in die übrigen Thäler Helvetiens eingedrungen sey. In Selva sind alle Mauern aus Bruchstücken von Granit und Gneis aufgeführt. Nahe beym Pfarrhause entdeckte ich in einer Mauer den merkwürdigsten Stein, der mir auf unserer ganzen bisherigen Reise vorgekommen ist. Dieser Stein war ein etwa zwey Fuß langes und drey Viertel Schuh dickes Gneisstück, das aus lauter dünnen und gleichen horizontalen Schichten, die höchstens ein Sechstel Zoll im Durchmesser haben mochten, so zusammengesetzt war, als wenn eine jede Schicht auf die andere sorgfältig hingegossen worden wäre. Mit großer Mühe brachte ich mit dem Hammer ein Stückchen herunter, das ich Ihnen bey meiner Rückkunft vorzeigen will.

Als wir nach Tische von Selva aufbrachen, ging der Pfarrer bis an die Stelle

mit, wo man den Rhein als ein unbedeutendes Gletscherwasser an den schwarzen Felswänden des Baduz herab fallen sieht. Wir hätten nur zwey, höchstens drey Stunden gebraucht, um an den kleinen See zu kommen, der unter den höchsten Felswänden und Spitzen des Baduz liegt, unaufhörlich von dem Schnee und Eise des Baduz gefüllt wird, und das, was er von oben empfängt, an seinem Ausflusse unter dem Nahmen des Rheins wieder ausgießt; allein wir konnten diese wenigen Stunden nicht entbehren, weil wir alsdann Urseren nicht mehr erreicht hätten. Der kleine See auf dem Baduz, der kaum 300 Klafter im Umfange haben soll, wird von den Einwohnern dieser Gegenden mit Recht als die wahre und höchste Quelle, und die Schneemassen und Gletscher des Baduz als die Ernährerinnen des Vorder-Rheins angesehen. An der Seite der Alp, die zwischen dem Baduz und Crispalt liegt, rauscht ein Bach herab, der sich bald mit dem Gletscherwasser vereinigt, das aus dem See des Baduz kommt. Wenn man diesen Bach auch als eine Quelle des Vorder-Rheins gelten läßt, so kann man ihn doch nicht als die höchste und noch viel weniger als die einzige ansehen. Noch weniger begreife ich, wie man diesen Bach vom Cris-

palt ableiten konnte, da er auf der schon mehrmahls erwähnten Alp Nourchelas, und noch dazu an der Seite entspringt, die vom Crispalt abgekehrt und dem Baduz am nächsten ist. Da der Weg aus Graubündten nach Urseren den ganzen Sommer offen ist, und die Quellen des Vorder-Rheins so nahe an dieser Straße liegen; so muß man billig darüber erstaunen, daß alle Erdbeschreiber und selbst die schweizerischen den Vorder-Rhein vom Crispalt abgeleitet haben. Noch mehr aber ist es zu verwundern, daß man den Bach, der von der Alp zwischen dem Crispalt und dem Baduz herab kommt, aus dem in dem tiefen Thale hinter dieser Alp liegenden Oberalpsee, ausfließen ließ, wie Fási und andere thaten, und daß man also in diesem See nicht bloß eine der Quellen der Reuß, sondern auch des Rheins suchte. Man kann es endlich als eine geographische Sonderbarkeit anführen, daß man den Lukmanier und Crispalt, und nicht den Baduz, als einen Hauptzweig des Gotthardsgebirges zu beschreiben pflegt, da der Baduz mit dem Gotthard viel näher und genauer zusammen hangt als die beiden vorher genannten Berge, und da er als der Urheber der höchsten und echten Quelle des Rheins ohne Vergleichung merkwürdiger als der Crispalt ist.

Das Thal, in welches man von der Alp, die Uri und Bündten, so wie den Crispalt und Baduz scheidet, hinab kommt, ist eine fürchterliche Einöde, die nach allen Seiten hin mit unersteiglichen Felswänden und Schneebergen umringt scheint, und zum Theil auch wirklich umringt ist. Eine Stunde lang, so weit sich nähmlich der Oberalpsee erstreckt, rückt die Felsenkette, zu welcher der Baduz gehört, und dann das ihr gegenüberstehende steile Gebirge so nahe zusammen, daß die Kluft, die zwischen beiden übrig bleibt, ganz von dem eine halbe Stunde breiten Oberalpsee ausgefüllt wird. Der schmale gangbare Streifen, den der See an der rechten Hand nicht eingenommen hat, ist über und über mit größern und kleinern Felsstücken belegt, die den Wanderer daran erinnern, daß er an jeder Stelle, wo solche Trümmer liegen, durch nachstürzende Steine erschlagen werden könne. Weil diese Ruinen, die sich Jahrhunderte lang aufgehäuft haben, und nur allein von der langsam zermalmenden Hand der Zeit weggeschafft werden, den ganzen Abhang des Gebirges bis an den See bedecken; so können hier nicht einmahl Ziegen weiden. Man sieht also weder Herden noch Hirten oder Sennhütten, und es ist, als wenn die Natur diese Wüste

zur Grenzscheide von benachbarten Völkern bestimmt hätte. Auch sind die deutschen Bewohner des Kantons Uri und des Thals Urseren nie über den Oberalpsee, und die romanischen Einwohner in Bündten nie über die Alp zwischen dem Crispalt und Baduz hinaus gedrungen, um sich dort niederzulassen. Der Oberalpsee gehört dem Thale Urseren, und ist jetzt an den Landschreiber Meier in Urseren an der Matt, bey welchem wir wohnen, auf acht Jahre für 305 Gulden verpachtet. Die Forellen dieses Sees werden für die schmackhaftesten in der Schweiz gehalten, welches Urtheil meine Reisegefährten und ich nicht anders als bestätigen können. Der See empfängt seine Wässer von allen umliegenden Bergen, vorzüglich aber vom Baduz, an dessen Felswänden er sich zunächst hinzieht, und den man also nicht bloß als den Vater des Rheins, sondern auch der Reuß ansehen kann. So entgegengesetzt aber die Richtungen sind, nach welchen die Reuß und der Rhein fortfließen; so hat doch die Natur beiden Strömen ihren Lauf durch unzählige labyrinthische Thäler und Krümmungen auf eine solche Art angewiesen, daß ihre brüderlichen Gewässer, die zum Theile von demselbigen Gletscher, wenigstens von demselbigen Berge herab quillen,

sich wieder mit einander vermischen, bevor sie das Land verlassen, in welchem beide entsprungen waren.

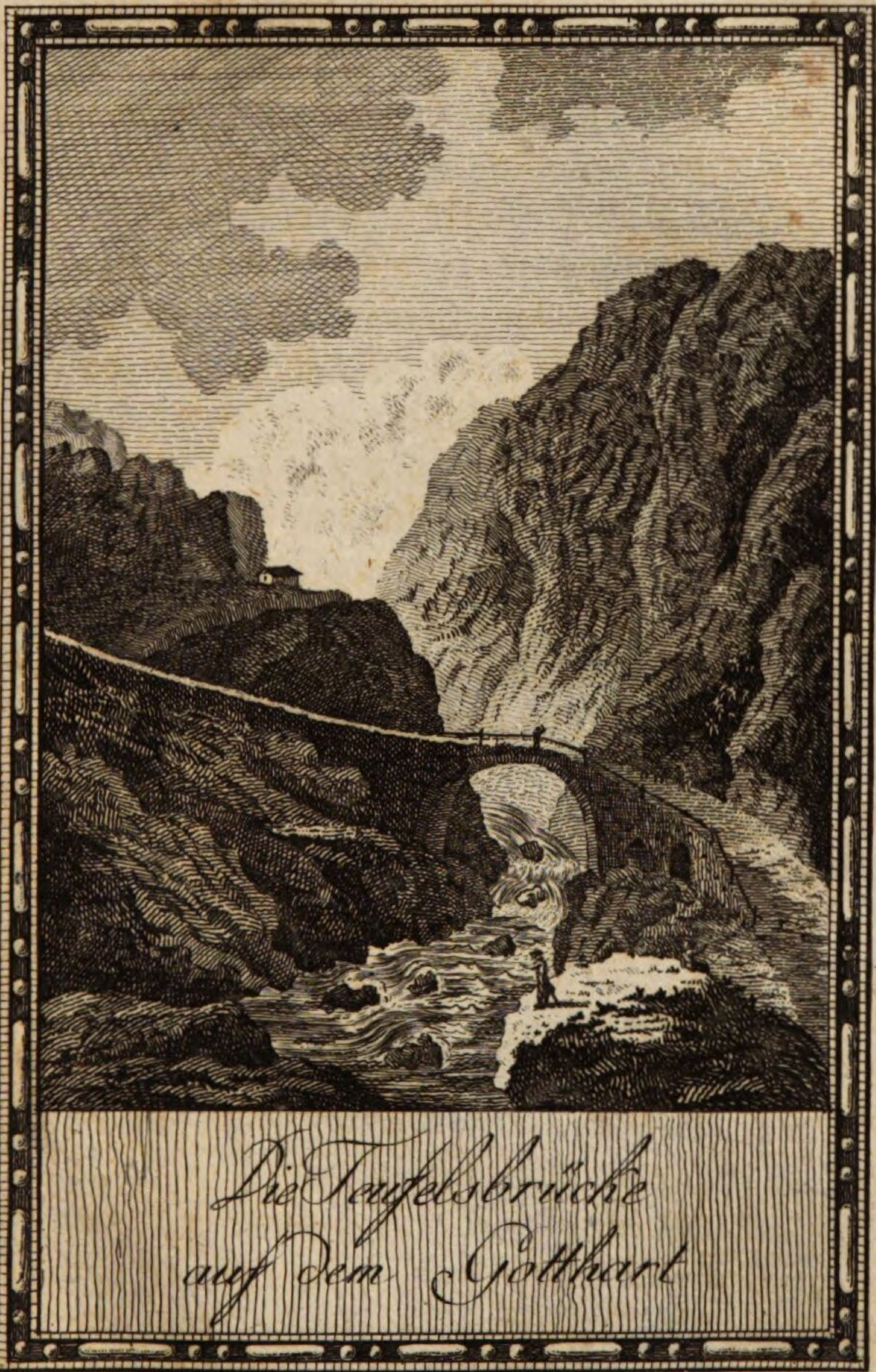
Wenn man den Oberalpsee hinter sich hat, so erweitert sich das Thal, und man fängt allmählich an, gegen die Oberalp hinan zu steigen, die zu den besten Alpen der Thalleute von Urseren gehört, und von vielen für die beste unter allen gehalten wird. Auf dieser Oberalp stehen mehrere Sennhütten, die so geräumig und sorgfältig gebaut, und von außen wie im Innern so reinlich sind, daß man gleich an diesen einfachen Hütten sieht, daß hier ganz andere Menschen als in den hohen bündtnerischen Thälern wohnen müssen. Als wir vor den Sennhütten vorüber gingen, hatten sich eben die Herden versammelt, um ihren Reichthum an Milch abzuliefern. Sennen und Senninnen hatten eine viel schönere und frischere Farbe, und mildere und frohere Gesichtszüge, als wir an den romanischen Einwohnern in Bündten wahrgenommen haben. Als wir die höchste Höhe der Oberalp erreichten, und dann nach Urseren hinab stiegen, hatten wir Anblicke, dergleichen man auch selbst zwischen hohen Gebirgen nur selten hat. Zu unserer Linken rauschte die Reuß in einer schauderhaften Tiefe, gegen welche

die Oberalp sich so jähe hinab senkt, daß man an manchen Stellen für sich selbst fürchtet, und sich nicht genug darüber wundern kann, daß schwere Kühe an solchen Abstürzen zu weiden im Stande sind. An eben dieser Seite so wohl als vor uns hin glänzten in der Nähe und Ferne beschneyte Bergspitzen und bläuliche Gletscher von den Strahlen der untergehenden Sonne, und vor uns hatten wir in gleicher Tiefe mit der Reuß das Urserenthal und die Gebirgkette, womit dieß Thal gegen Norden umzogen ist. Das Urserenthal fand ich dieß Mahl nicht so lieblich und grünend, als da ich es zum ersten Mahle erblickte, weil jetzt Heuernte war, und der mit Heu bedeckte Boden von oben herab betrachtet wie versengt schien. Wir stiegen von der Oberalp fast eine Stunde herab, bevor wir Urseren erreichten. Der Fußsteig ist so steil, daß man sich mit Gewalt halten muß, um nicht in einen zu schnellen und überstürzenden Lauf zu kommen. Noch viel beschwerlicher als der Fußsteig, der an dem obern Rande der Alp fortläuft, ist der schlüpfrige und mit Steinen bedeckte Weg, den unser Saumpferd und dessen Führer nehmen mußten. So einen sichern Schritt unser Pferd sonst hatte, so war es doch ein Mahl gefallen, und wäre ohne seinen Führer vielleicht verloren gewe-

sen. Herr Landschreiber Meier, dem der Gasthof zu den drey Königen gehört, erwartete uns, weil unsere Ankunft durch Briefe, nach denen wir uns den ganzen Tag gesehnt hatten, gemeldet worden war. Wir erhielten eine Abendmahlzeit, die wir in jeder grossen Stadt herrlich genannt haben würden, und die uns um desto willkommner war, da wir in den letzten Tagen meistens nur zur nothdürftigen Stillung des Hungers gegessen hatten. Unsere Nachtruhe wurde durch die Reuß gestört, die unmittelbar unter unserm Fenster mit einem solchen Getöse herbrauste, daß es uns, ehe wir uns daran gewöhnten, mehrmahls schien, als wenn sie durch heftige Gewitterregen angeschwellt, und uns sammt unserm Hause fortführen würde.

Im Spital auf der Grimsel,
am 11. Aug.

Es hat die letzte Nacht geregnet, und regnet noch immer so stark, daß wir es uns gar nicht einfallen lassen können, aus dem Hause zu gehen. Ich setze mich deßwegen hin, um für Sie das Wichtigste von dem



Die Teufelsbrücke auf dem Gotthart

C. Schindelmeyer f.

aufzuzeichnen, was wir seit unserer Ankunft in Urseren gesehen und erlebt haben.

Nachdem ich vorgestern unsere Reise bis Urseren beschrieben hatte, so machten wir einen Spaziergang an die Teufelsbrücke, und in den Anfang der Schöllenen hinein. Die Felsmasse, durch welche das Urnerloch gesprengt ist, besteht so wie die Felswände an der Teufelsbrücke, und in den Schöllenen, aus feinkörnigem und hartem Gneis, und vielleicht liegt darin der Grund, daß besonders die Felswände ein schieferartiges Ansehen haben, und nach Schieferart in Platten, freylich in dicken Platten, zu brechen scheinen. Eine solche Platte hangt an dem obern Rande der Felswand jenseit der Teufelsbrücke gerade an der Ecke, um welche man in die Schöllenen hinein geht und heraus kommt. Diese Platte hat sich von der übrigen Felswand so weit abgelöst, daß sie bey einem heftigen Winde klappert, wie Ziegel, die auf hohen Gebäuden an dem einen Ende angenagelt sind. Dieses furchtbaren Geräusches ungeachtet, zieht man schon Jahre lang mit vollkommner Sicherheit unter der gefährlichen Felsmasse weg, die gewiß, wenn sie einmahl einstürzt, den unter ihr fortlaufenden schmalen Weg verderben, und wenn sie unglücklicher Weise etwas antrifft,

alles zerschmettern wird. Ich stimme ganz den Naturforschern bey, welche annehmen, daß die Felsen des Gotthards durch irgend eine gewaltige Revolution mehr als andere Berge zertrümmert, und wahrscheinlich dadurch der Bedeckungen von Kalkstein beraubt worden, mit welchem sie vorher überzogen waren. Eine solche Entblößung des ursprünglichen Kerns scheint mir um desto annehmlicher, da das Gebirge, das sich gleich rechts von der Reuß und dem Urnerloche nach Westen hinzieht, mit Kalkschichten bekleidet ist, unter welchen Hüllen fast gewiß Granit- oder Gneisfelsen verborgen sind.

Die Gegend um die Teufelsbrücke fand ich dieß Mahl viel weniger schrecklich als im Jahre 1782, nicht bloß, weil meine Fantasie jetzt beym zweiten Anblicke mit ganz frischen Bildern höherer Felsen und größerer Trümmer angefüllt war, sondern weil auch die öde Scene von der Sonne erleuchtet wurde. Wenn die große Natur, die hier zwischen nackten, schwärzlichen und unersteiglichen Felswänden an den ewig wiederhallenden Ufern der donnernden Reuß über die Trümmer ihrer dauerhaftesten Werke trauert, einen Reisenden so erschüttern soll, als ich das erste Mahl davon gerührt

wurde; so muß der ganze Schauplatz wenigstens mit den ersten Schatten des kommenden Abends bedeckt seyn, indem die Morgensonne über die Wildniß um die Teufelsbrücke einen falschen Schimmer oder eine Larve von Heiterkeit herwirft, wodurch ihre wahre Gestalt, wenn auch nicht vernichtet, wenigstens verzerrt wird. Eben der Sonnenglanz aber, der dem Totaleindrucke dieses erhabenen Naturstücks schadete, erhob die Herrlichkeit des Wasserfalls, den die Reuß nahe vor der Teufelsbrücke macht, unendlich weit über die Scene, die sich mir das erste Mahl an eben dieser Stelle beym schon ermattenden Tageslichte zeigte. Jetzt sah man, was ich das erste Mahl nur fühlte, daß die Staubwolken, welche die schäumende Reuß empor wirft, weit über die Teufelsbrücke und selbst bis über die noch höhere Straße hinauf steigen. Zu den ganz eigenthümlichen Schönheiten dieses Wasserfalls gehört nicht die Höhe desselben, nicht der Reichthum des herabstürzenden Wassers, nicht die Gewalt, womit es in den Abgrund hinunter braust, sondern der Regenbogen, so wie wir ihn vorgestern zwischen neun und zehn Uhr wahrnahmen. Dieser Regenbogen war nicht nur so lebhaft und vollständig ausgemahlt, als

ich je einen gesehen habe, sondern er schien auch bald nahe an der gegenüberstehenden Felswand, bald aber über dem Wasser zu schweben, und spielte zugleich mit einem unaussprechlich süßen Zauber in eine kleine Felsritze hinein, als wenn sein überirdischer Farbenschmuck, und seine leichte wallende Bewegung dem Auge noch nicht mannigfaltige Ergetzung genug darböten. Bey diesem Gaukeln in die Felsritze war es, als wenn sein Blau gleichsam diluirt, oder sanft aus einander gezogen würde. Nicht weit hinter der Kapelle, die, je nachdem man den Gotthard hinauf oder hinab reist, beynahe am Ende oder im Anfange der Schöllenen erbaut ist, und die mir ganz neu war, findet sich der gefährlichste Lauinengang auf der ganzen Gotthardsstraße. Hier öffnet sich nähmlich ein enges, hohes und steiles Bergthal gerade gegen den Weg, und schüttet im Winter und Frühling bisweilen in einer Stunde acht tödtende Lauinen aus. Es ist schon mehrmahls geschehen, daß Vorüberreisende von solchen Lauinen über die Reuß weg so hoch an das entgegengesetzte Ufer hinan geworfen wurden, daß man die Erschlagenen lange vermißte, weil man sie nicht in einer solchen Höhe suchte, als wo sie wirklich lagen. Wenn man an-

dere Proben der Kraft von Schneeschlägen gesehen hat, so kommt einem die jetzt erzählte Wirkung derselben nicht so wunderbar vor, als das Glück derjenigen Personen, die im Winter entweder von der Teufelsbrücke selbst, oder von dem steilen Wege, der zu dieser Brücke führt, in das tiefe mit verhärtetem Schnee bedeckte Bett der Reuß hinab fielen, ohne beträchtlichen Schaden zu nehmen.

Die Luft ist in dem Urserenthale zu scharf, als daß Obstbäume gedeihen könnten; allein man zieht doch mehrere Gartengewächse, besonders Erbsen, Kohl und Kartoffeln, welche letztern man mit Recht die gesegnetste unter allen Früchten der Erde nennen kann, weil sie den Menschen durch alle Zonen folgt, und ihn selbst auf die höchsten Gebirge begleitet, wo keine andere Getreideart fortkommen kann. Man hat seit einiger Zeit auch im Urserenthale angefangen, Baumwolle für Altorf und Gersau zu spinnen; diese Spinnerey ist aber bis jetzt noch unbedeutend gegen den Ertrag der Alpen, und gegen die Vortheile, welche der Handel zwischen Italien und zwischen der Schweiz und Deutschland den Flecken Urseren und Hospital verschafft. Urseren hat 11 Senten, oder große zusam-

menweidende Herden, die im Durchschnitte jährlich 385 Zentner Käse geben, von welchen man annehmen kann, daß jeder zu 30 fl. verkauft wird. Selbst der vorzüglich gute Urseren-Käse, dessen unterscheidender Vorzug in einer gewissen Lieblichkeit und Zartheit besteht, ist nicht so theuer, als ich das erste Mahl gehört zu haben glaubte. Wenn man nicht gerade sehr alten verlangt, so kostet das Pfund, zu 60 Loth gerechnet, auf der Stelle nicht mehr als 16 Schillinge, oder etwas über 21 Kreuzer, den neuen Louisd'or zu 13 fl. gerechnet; und Herr Landschreiber Meier erbietet sich, recht gute Käse das Pfund zu 32 Loth für 11½ Kreuzer, oder vier unserer Mariengroschen, frey bis Basel zu liefern, wenn die Versendung in den Monathen October und November geschieht, wo die Fracht am wohlfeilsten ist. Noch viel einträglicher für das Urserenthal, als selbst der Ertrag der Alpen, ist der Zug, den der Handel zwischen Italien und zwischen der Schweiz und Deutschland durch die beiden größten Gemeinden dieses Thals nimmt. Man behauptet, daß jährlich ungefähr 9000 Pferde über den Gotthard gehen, unter welchen ein jedes 3 bis 3½ Zentner trägt, welche Ladung ein Saum genannt wird. Wenn 9000

Pferde über den Gotthard kommen, so werden 5000 in Italien und 4000 in der Schweiz mit deutschen und schweizerischen Waaren befrachtet. Italien braucht zur Ausführung seiner Waaren mehr Pferde als Deutschland (unter welchem Nahmen man die Schweiz und das deutsche Reich zu begreifen pflegt), weil die italiänischen Waaren meistens in Reiß und Wein bestehen, die bey einem geringern Werthe mehr Raum wegnehmen als die meisten Waaren, die aus deutschen Landen nach Italien geschickt werden. Jetzt ist die Fracht sehr theuer, und die Ladung eines Saumpferdes kostet von Altorf bis Bellinzona achtzehn bis zwanzig Gulden. Man versichert, daß die drey Zölle, die dem Kanton Uri am Gotthard gehören, ein Jahr ins andere gerechnet, ungefähr 18000 fl. eintragen, von welchen die Ausbesserung der Gotthards-Straße, die jährlich etwa hundert neue Louisd'or kosten soll, leicht bestritten werden kann. Der Zoll, den das Thal Urseren seit der Durchbrechung des Urnerlochs hebt, bringt etwa 2000 fl. ein, indem man von einem jeden Saume Reiß oder Wein nur einen Batzen, und von einem Saume eingepackter Waaren nicht mehr als 3½ Batzen nimmt. Die Thalleute selbst und die Landleute von Uri zahlen für

Bayerische Staatsbibliothek München

jeden Saum nur drey Pfennige. In Urseren ist eine Hauptniederlage von italiänischen Waaren, die von diesem Flecken aus in viele Gegenden verschickt werden, die mit Italien nicht in unmittelbarer Verbindung stehen.

Den Weg von Urseren nach dem Hospitio der Kapuziner machten wir vorgestern Nachmittag bey viel schönerem Wetter, als ich und mein Freund Abel im Jahre 1782 hatten. Ich sah dieß Mahl alles im hellsten Sonnenscheine, was uns vor sechs Jahren durch Nebel und Regenwolken entzogen worden war: die höchsten Spitzen des Gotthards und dann die ganze Lage der Thalfläche, in welcher das Hospitium mit dem nicht weit davon entferunten Wirthshause stehen und die verschiedenen Seen zerstreut sind. Die Spitzen des Gotthards fallen auf dem Wege nach dem Hospitio viel besser in die Augen als beym Hospitio selbst, indem man in der Nähe die Schneelagen nicht wahrnimmt, womit diese Spitzen gegen Westen und Norden bedeckt sind. Eine täuschende Größe können diese Spitzen nur für diejenigen haben, die sich noch immer einbilden, daß sie die höchsten Gipfel der alten Welt seyen, da selbst die höchste Spitze des Gotthards tausend Klafter, das ist eben so viel, als das Hospitium auf

dem Gotthard über das mittelländische Meer erhaben ist, unter der Spitze des Montblanc zurück bleibt. Viel prächtiger als die Felsengipfel des Gotthards, schien mir das gigantische Felsenthor, durch welches man an eben der Stelle kommt, wo die vom Gotthard herabeilende Reuß den größten Wasserfall macht. Die oben mit Trümmern überstreute und mit einer Bergkette rund umzogene Thalfläche, auf welcher das Hospitium und Wirthshaus stehen, würde mir, glaube ich, weniger traurig vorgekommen seyn, wenn sie weniger ausgedehnt und gar nicht mit menschlichen Wohnungen besetzt gewesen wäre. Der weite leere Raum machte die Unfruchtbarkeit des Bodens, der gar nichts hervor bringt, was zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des menschlichen Lebens diente, nur um desto auffallender; und die wenigen Gebäude erinnerten mich daran, daß durch diese scheußliche Einödde Menschen nicht bloß durchziehen, sondern beständig unter dem Drucke eines neunmonathlichen Winters, und einer fast ununterbrochen schlechten Witterung wohnen müssen. Nicht weit vom Hospitio trafen wir zu unserer Freude und Bestürzung unsern Freund Gervinus, der einen Herrn von Borel begleitet, und Herrn Höpfner aus Bern an, die nach Hospital zurück kehren wollten.

Dieß sonst frohe Zusammentreffen machte mich deßwegen bestürzt, weil ich gehofft hatte, daß ich wenigstens mit Herrn Höpfner einen Tag auf dem Gotthard zubringen, und in seiner Gesellschaft einige der merkwürdigsten Gegenden eines Gebirges durchstreifen würde, von welchem ich auch durch ihn wußte, daß es für den Geologen und Mineralogen das wichtigste in der ganzen Schweiz sey. Allein zu meiner Beruhigung hörte ich, daß die Fläche und Höhen des Gotthards nicht bloß von Naturforschern, sondern am meisten von ehemahligen Krystallgräbern, die Pini und andere unterrichtet hätten, auf eine solche Art durchsucht worden sey, daß man gar keine Hoffnung habe, irgend etwas von Bedeutung zu finden, wenn man nicht wenigstens einige Wochen sich auf diesem Gebirge aufhalten kann. Herr Höpfner selbst hatte bey der gegenwärtigen Reise auf alles eigene Suchen Verzicht gethan, war aber nach Airolo hinab gegangen, wo er von den Mineralienhändlern beynahe für zwanzig Louisd'or der größten Seltenheiten des Gotthards eingekauft hatte. Als wir dieses hörten, entschlossen wir uns gleich, mit Herrn Höpfner zurück zu gehen, kehrten aber doch auf eine kurze Zeit bey den ehrwürdigen Bewohnern des Hospitii ein, wo wir nur den

Superior und zwar eben den fanden, der mich und Herrn Professor Abel vormahls bewirthet hatte. Wir hatten noch nicht die Hälfte des Weges nach Hospital zurück gelegt, als die Sonne unterging. Zum Glücke zündete der Mond am heitern Himmel seine milde Fackel an, und erleuchtete den sonst gefährlichen Pfad vor uns bis nach Hospital hin. Die Luft war diesen Abend auf dem hohen Rücken des Gotthards so rein und lau als der Äther, der nach heiligen Sagen der Dichter in Elysiums Hainen säuselt, und als wir an den letzten steilen Abhang kamen, an welchem sich der Weg nach Hospital hinab krümmt, lag das friedliche Urserenthal, halb von den blassen Strahlen des Mondes erhellt und halb mit den dichten Schatten der Berge bedeckt, in so feyerlicher Stille vor uns, als wenn wir in die ruhigen Wohnungen der Schatten hinab steigen sollten. Herrn Höpfner und mir zur Seite, die wir ein wenig zurück blieben, ging der Führer meines Freundes, der Schuster aus Meyringen, dessen ich in meinen Briefen über die Schweiz erwähnt habe, und der mir für diese Erwähnung herzlich dankte, weil er dadurch bekannt und empfohlen worden sey. Ich würde diesen Mann noch kräftiger empfohlen haben, wenn ich gewußt hätte, was Höpfner mir jetzt sagte,

daß er die besten und lehrreichsten deutschen Schriften gelesen habe, und daß er über viele wichtige Gegenstände weit besser unterrichtet sey, als man von Leuten seines Standes erwarten könne. Im Wirthshause zu Hospital waren so viele Fremde, daß wir nur kaum ein mittelmäßiges Nachtessen, aber kein Quartier finden konnten. Wenn die Schwester des Wirths in Urseren nicht so gut gewesen wäre, uns in ihr Haus aufzunehmen; so hätten wir in der Nacht nach Urseren zurück kehren müssen.

Die Begierde unserer Freunde, die zugleich mit uns aufbrechen, aber nach Altorf hinab gehen wollten, noch einige Zeit zu sprechen, hielt uns gestern bis sieben Uhr in Hospital auf. Wir erreichten das Ende des Urserenthals gegen die Furka zu in einer guten Stunde, und stiegen dann langsam den Berg hinan, der sich gleich hinter Realp erhebt, um unsern Führer mit seinem Pferde zu erwarten, den uns der Landschreiber Meyer in Urseren mitgegeben hatte. Wir trafen an dem Berge hinter dem Dorfe Realp, den wir fälschlich für den Anfang der Furka hielten, nicht bloß mehrere Häuflein von Wanderern, sondern auch Säumer mit Pferden an, welches unsere Vorstellung von der bevorstehenden Tagereise etwas milderte, indem wir ge-

fürchtet hatten, daß wir auf dem Wege über die Furka eben so wenig Menschen als menschliche Wohnungen finden würden. Als wir auf die höchste Höhe der vermeintlichen Furka kamen, entdeckten wir zu unserm Leidwesen nicht bloß an dem in der Tiefe fortrauschenden Arme der Reuß, sondern auch an dem wieder abfallenden Fußsteige, daß wir erst in das kleine vor uns liegende Thal hinab steigen müßten, um an den Fuß der wahren Furka zu gelangen. Nachdem wir gegen zehn Uhr die ersten Erhebungen des gegen die Furka hinlaufenden Thals hinter uns hatten, wurde die Hitze zwischen den hohen Gebirgen auf ein Mahl so niederdrückend, daß ich meine Gefährten bat, sie möchten eine Zeitlang mit mir ruhen, damit wir mit erneuerten Kräften den Gang über die Furka antreten könnten. Wir legten uns an dem Rande einer Quelle nieder, die reines und gesundes Wasser hatte, und erquickten uns durch den Wein und die kalte Küche, die wir aus Urseren mitgenommen hatten, weil man zwischen Realp im Urserenthale und Obergestelen in Wallis oder dem Spital auf der Grimsel keine Hütte antrifft, in welcher man nur einen Bissen Brot erhalten könnte. Gegen eilf Uhr war die Hitze gewiß größer als eine Stunde vorher; allein sie wurde uns we-

niger beschwerlich, weil wir uns abgekühlt und gestärkt hatten. An dem Gebirge, das beym Hinaufsteigen auf die Furka zur linken Hand liegt, und das ein Arm des eigentlichen Gotthards ist, fanden sich noch viele Lagen oder Streifen von Schnee, unter denen einige sich fast bis an den Fuß des Gebirges herab senkten. Diese Lagen von Schnee waren eben so viele Beweise der großen Erhabenheit des Thals, das gegen die umstehenden Berge wie ein tiefer Kessel erscheint. Je länger wir stiegen, desto häufigere und größere Massen von weichem und schmutzigem Schnee trafen wir an, und gegen den Gipfel der Furka, über welchen der Weg hingeht, der aber freylich lange nicht der höchste Punkt dieses Gebirges ist, lag ein beträchtlicher Gletscher, der allem Ansehen nach in diesem Sommer ganz verschwinden wird. An der Seite dieses Gletschers hob sich unter andern Trümmern ein großer Granitblock hervor, in welchem schöne Krystalldrusen saßen, die wir aber mit unsern Instrumenten nicht heraus bringen konnten. Ich umging alle Massen von Schnee, um sagen zu können, daß ich in der ersten Hälfte des Augusts die Furka erstiegen habe, ohne durch Schnee waten zu müssen: ein Umstand, dessen Reisende sich vielleicht in mehrern Jahren nicht werden rüh-

men können. Die westliche Seite der Furka ist viel steiler und zerrissener als die, an welcher man von Urseren aus heran steigt; nichts desto weniger stehen an dem steinigen Abhange einige Sennhütten, die aber jetzt fest verschlossen waren. Wir alle hielten uns für die Beschwerlichkeiten des Tages hinlänglich belohnt, als wir den Fuß des Rhonegletschers erblickten, und noch mehr, als wir an dem diesem Gletscher gegenüberliegenden Berge so weit fortgegangen waren, daß wir den Gletscher in seiner ganzen Höhe und Breite umfassen konnten. Ich glaube es gern, was die größten Kenner der Schweiz einstimmig versichern, daß der Rhonegletscher der schönste unter allen helvetischen Gletschern sey; wenigstens übertrifft er alle Gletscher, die ich bisher gesehen habe, nicht nur durch seine Höhe und Breite, und durch die Pracht seiner einzelnen Theile, sondern auch dadurch, daß er sich ganz und leicht überschauen, und so bequem als irgend ein anderer besteigen läßt. Der Rhonegletscher füllt den ganzen Raum zwischen der Furka und einer Seite der Grimsel aus, und breitet sich, wie die schiefe Fläche, an welcher er herab hangt, nach unten immer mehr und mehr und zuletzt so weit aus, daß man längs des Fußes desselben fast eine Stunde gehen muß, be-

vor man an die Rhone und an die Stelle kommt, wo man den schmalen Weg am Berge verlassen und hinab steigen kann, um den Gletscher in der Nähe zu betrachten. Der oberste Rand des Gletschers besteht aus einer dem Ansehen nach unerschütterlichen Eismauer, die aus dem reinsten himmelblauen Eise gebaut, und mit den prächtigsten Säulen und Pyramiden von gleichem Eise gestützt und gekrönt ist. Diese Eiswand steigt an beiden Seiten so hoch gegen die höchsten Berggipfel hinan, womit der Gletscher gegen Norden umgeben ist, daß man dem bloßen Anblicke nach glauben sollte, diese Bergspitzen seyen kaum hundert Klafter über den obersten sichtbaren Rand des Gletschers erhaben. Je länger man den Gletscher ansieht, desto unbegreiflicher wird seine Entstehung, indem man es sich nicht erklären kann, wie die Furka, deren Spitze fast ganz von Schnee entblößt war, eine so ungeheure Eistafel an einem Abhange hervor bringen konnte, der so breit und offen ist, und noch dazu sich gegen Süden hinab senkt. Ohne mir dieses Räthsel auflösen zu können*), eilte ich mit der größten Neugier in den Spiel-

*) Als ich dieses schrieb, war mir das nicht gegenwärtig, was ich vormahls über die Entstehung des Rhonegletschers in Grunners

raum des Gletschers, das heißt in die Fläche hinab, die sich zwischen dem Fuße des Gletschers und dem gegenüberstehenden Berge findet.

Eben deßwegen, weil der Rhonegletscher der höchste und breiteste unter allen mir bekannten Gletschern ist, eben deßwegen ist sein Spielraum, in welchem er sich bald vor-

---

Beschreibung der helvetischen Eisgebirge gelesen hatte, S. 31. 33. 201. Der Rhonegletscher entsteht nähmlich nicht aus den Schneelasten, welche die Spitzen und Wände der Furka herunter werfen, sondern er ist eigentlich ein Ausfluß mehrerer Eisthäler und Gletscher, die sich zwischen den benachbarten bernischen und urnerischen Schneegebirgen finden, und alle bey der Furka zusammen laufen, zwischen deren Gipfeln sie sich ausleeren. Unter diesen Gletschern, welche die Eistafel des Rhonegletschers bilden, ist der so genannte Triftgletscher der größte, indem er zwischen den bernischen an die Furka hinanlaufenden Bergen ein sechs Stunden langes Thal ausfüllt, das nach Gruners Versicherung höher als die höchste Spitze der Grimsel seyn soll. Die obere Eismauer des Furkagletschers ist die Ursache, daß man die Gegend, aus welcher der Gletscher herab kommt, nicht entdecken kann. Mit Recht aber fiel es mir beym Anblicke des Rhonegletschers auf, daß diese ungeheure Eismasse von der Furka herab kommen oder hervor gebracht werden sollte.

wärts und bald rückwärts bewegt, und dann die Schuttwälle, die ihn umgeben, die größten unter allen, die mir vorgekommen sind. Alle Gletscher bewegen sich, wie Sie wissen, oder rücken vielmehr in plötzlichen Springen oder Schüssen vorwärts, und vermöge dieses Fortrückens bringen sie die Felsstücke und den Graus, die von den benachbarten Bergen auf ihre Oberfläche hinab fallen, immer näher gegen ihren Fuß oder äußersten Rand hin, bis endlich die Gewölbe oder Tafeln, auf welchen sie liegen, so tief in die Thäler herab kommen, daß sie von der Hitze des Sommers aufgelöst werden. Man kann daher annehmen, daß die Gletscher jährlich an ihrem Fuße eine kleinere oder größere Menge von Steinen und Sand niederlegen, indem sie alles abwerfen, was auf den Eisklumpen liegt, die an ihrem Rande von der Hitze des Sommers verzehrt werden. Wenn nun die Gletscher in einem starken und anhaltenden Winter ungewöhnlich anwachsen, so drängen sie mit ihren vordersten Eismassen alle Felsstücke, Steine und Sandhaufen, die sie in den vorhergehenden Jahren abgeworfen haben, vor sich hin, und bilden dadurch mehr oder minder hohe Schuttwälle, die bey solchen Gletschern, welche gleich dem Rhonegletscher keine unüberwindliche

Hindernisse ihrer natürlichen Ausbreitung antreffen, einen halben Zirkel bilden. Solcher halbzirkelförmigen Dämme, die in Savoyen maremmes oder enceintes genannt werden, kann man vor dem Rhonegletscher drey bis vier unterscheiden. Der äußerste unter diesen Schuttwällen, der von dem jetzigen Rande des Gletschers am weitesten entfernt ist, nähert sich beynahe dem Gebirge, welches die Natur dem Gletscher entgegen gesetzt hat, und ich mußte eine gute Viertelstunde gehen, bevor ich von den ersten Trümmern, welche der Gletscher zur Zeit seines größten Anwachses fortgeschoben und zurück gelassen hat, an die Mündungen kam, aus welchen die Rhone hervor fließt. Von den ältern Trümmerhaufen haben Regen und Schnee den Graus oder Sand größten Theils herab gewaschen. Der letzte und höchste Schuttwall hingegen, der nur wenige Schritte von dem jetzigen Rande des Gletschers aufgehäuft war, hatte eine so tiefe Decke von grobem und feuchtem Sande oder Kiese, daß ich allenthalben, wo ich hinan stieg, weit über die Schuhe hinein sank. In diesem Damme zog besonders eine Anhöhe, die wie ein Hügel aus dem übrigen Trümmerhaufen hervor stieg, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich arbeitete mich also mit vieler Mühe hinauf, weil ich hoffte, daß

ich auf dieser Höhe eine bessere Aussicht auf den Gletscher erhalten würde, als man sonst nahe an seinem Rande hat. Als ich die Höhe des Schutthügels beynahe erstiegen hatte, entdeckte ich zu meiner größten Verwunderung, und bald zu meinem nicht geringen Schrecken eine Öffnung und unmittelbar unter dieser Öffnung schmutzige Eismassen, die durch einen weiten Schrund von einander gespalten waren. Der Hügel bestand daher nicht bloß aus Granitblöcken, und aus kleinern Steinen und Sand, sondern vorzüglich aus hohen und mächtigen Eisklumpen, die durch eine Sandrinde, wie durch eine Larve verdeckt, und wahrscheinlich vor nicht gar langer Zeit durch den Einsturz eines Eisgewölbes von dem übrigen Gletscher getrennt worden war. Wenn ich die Spalte der Eismasse nicht früh genug wahrgenommen hätte und hinein gerutscht wäre, so hätte ich freylich nicht zu Tode fallen, allein ich hätte durch den nachströmenden Schutt bedeckt und erstickt werden können. Ungeachtet ich unzählige Felsstücke und kleinere Steine in der Nähe betrachtete, so entdeckte ich doch in den Schuttwällen vor dem Rhonegletscher nichts als Blöcke von Granit oder Stücke von Quarz und Feldspath, einige Fragmente ausgenommen, die mir Hornstein oder Jaspis zu seyn schienen.

Der Augenschein lehrt es, und die nächsten Anwohner bestätigen es auch, daß der Rhonegletscher nicht bloß in dem gegenwärtigen Jahre (in welchem alle Gletscher wegen der außerordentlichen Hitze mehr als seit Menschendenken abgenommen haben), sondern schon seit mehr als zwanzig Jahren zurück gewichen, oder kleiner geworden sey. Der Rhonegletscher also beweist die gemeine Sage in der Schweiz nicht: daß die Gletscher beständig zunähmen, und daß immer mehr Alpen und Wiesen von ihnen bedeckt und verdorben würden. Diese niederschlagende Meinung, welcher auch viele Gelehrte anhangen, kann freylich nur durch sorgfältige Nachforschungen in allen Theilen der Schweiz vernichtet oder bekräftigt werden; allein ich glaube aus der bekannten Natur der Dinge sicher schließen zu können, daß die Gletscher mit jedem Jahrhunderte nothwendig abnehmen müssen. Regen, Stürme und Bäche, Kälte und Lauinen greifen die höchsten Gebirge unaufhörlich von allen Seiten an, und reissen in jedem Jahre von ihren Gipfeln und Wänden beträchtliche Trümmer ab. Es kann daher nicht fehlen, daß nicht die höchsten Schneegebirge zwar unmerklich, aber beständig verkleinert werden sollten; und wenn man dieses zugibt, so muß man, scheint es, auch

zugeben, daß die zusammenschwindenden Schneeberge in gleichem Verhältnisse weniger Schnee erhalten, und also immer weniger zur Erzeugung und Unterhaltung der Gletscher beytragen können.

Der Rhonegletscher läuft nicht, wie viele andere, in steile und unersteigliche Pyramiden aus; sondern er ist, die Mündungen oder Ausflüsse der Rhone ausgenommen, allenthalben zugänglich und weit hinauf eben, ungeachtet er nach allen Richtungen hin in mehr oder weniger lange und breite Tafeln zerschnitten ist. Wenn wir auch einen sichern, des Gletschers kundigen Führer bey uns gehabt hätten, so würde es uns doch an Zeit gefehlt haben, um uns weit auf den Gletscher hinauf zu wagen. Das vorderste Eisgewölbe, aus welchem der erste Arm der Rhone heraus strömt, war vor kurzem, vielleicht vor wenigen Stunden, eingefallen, indem die Trümmer noch fast unversehrt in dem Bette des Flusses lagen, und sich noch nicht einmahl der Anfang eines neuen Gewölbes gebildet hatte. Das andere Eisgewölbe aber, aus welchem der zweyte Arm der Rhone hervor kommt, stand in seiner ganzen Pracht und Größe da. Die Höhe des Gewölbes betrug wenigstens dreyßig Schuhe, und die Dicke der himmelblauen Eistafeln, womit die hohe

und weite Öffnung überwölbt war, wenigstens vierzig, wo nicht noch mehrere Schuhe. In dem Grunde dieses sapphiernen Gewölbes schien die Decke auf gewaltigen Eissäulen zu ruhen, die aber gewiß herabgefallene Eisklumpen waren, welche beynahe bis an das Gewölbe hinan reichten. Noch viel mahlerischer waren die mannigfaltig gestalteten Eismassen, die an und vor dem Eingange der feenhaften Rhonehöhle gleich zerbrochenen Säulen oder abgestumpften Pyramiden umher lagen, und den kostbaren Trümmern eines zerstörten Tempels oder Pallastes ähnlich sahen. Die Oberfläche der Eisklumpen, die sich von dem Gletscher abgelöst hatten, war viel lockerer und zerreiblicher, als das feste Gletschereis sonst ist, und man könnte es fast mit dem Zellgewebe von Knochen oder Pflanzen vergleichen, aus welchem die integrirenden oder ausfüllenden Theile durch die Zeit oder durch die Kunst heraus getrieben worden. Als ich vor dem Eisgewölbe der Rhone stand, dachte ich mit Entsetzen an die Kühnheit einiger Hirten oder Jäger, von welchen man erzählt, daß sie durch diese Öffnung unter den Rhonegletscher hinunter gedrungen seyn, und unter beständigen Gefahren, von einstürzenden Eisgewölben zerschmettert zu werden, die Entdeckung gemacht hät-

ten, daß es unter dem Rhonegletscher mehrere und lange Gänge gebe, in welchen man wie in unterirdischen Gallerien fortgehen könne *).

---

*) Daß es unter den Gletschern hohe und lange Gallerien gebe, ist noch im Jahre 1787 durch eine Begebenheit außer Zweifel gesetzt worden, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist, und durch deren kurze Erzählung ich den Dank aller derjenigen Leser zu verdienen hoffe, denen der zweyte Band des Höpfnerischen Magazins noch nicht in die Hände gefallen ist. — Der jetzige Wirth in Grindelwald, Christen Borren, wollte im Anfange des Julius 1787 eine kleine Herde von Schafen und Ziegen, die an dem Mettenberge geweidet hatten, über den obern Grindelwaldgletscher führen, damit sie einige Weideplätze am Wetterhorn abätzen möchten. Bey diesem Übergange über den Gletscher kam man an eine weite Spalte, über welche die meisten Thiere sammt dem Hirtenknaben hinüber setzten; allein einige Schafe waren zu schwach oder zu zaghaft, um ein Gleiches zu thun, und blieben vor dem Schrunde stehen. Hierauf entschloß sich Borren eins nach dem andern über die Spalte hinüber zu werfen. Kaum aber hatte er das erste aufgehoben, als der Rand des Schrundes, auf welchem er stand, einbrach, und ihn in einen 64 Schuh tiefen Abgrund hinein warf. Bey diesem Falle zerbrach der Wirth

Nichts ist widersprechender als die Nachrichten, die man in den zuverlässigsten Schriftstellern über die Quellen der Rhone findet. Gruner erzählt, wenn ich mich anders recht erinnere, daß aus dem obersten Eisschrunde ein Bach hervor quille; daß dieser Bach, bereichert durch einen andern, der nahe an seinem Ursprunge von der Grimsel herab komme, auf den untern Theil des Gletschers falle, sich dort verliere, und endlich am Fuße des Gletschers in einem dop-

---

den linken Arm, verrenkte die rechte Hand, und er wäre also ohne Rettung verloren gewesen, wenn ihm nicht seine Geistesgegenwart da zu Hülfe gekommen wäre, wo ihn unter der undurchdringlichen Gletscherdecke keine menschliche Gewalt hätte hervor ziehen können. Der verstümmelte und durch den Fall betäubte Mann dachte gleich in dem dunkeln Abgrunde daran, daß in der Gegend, wo er herab gefallen sey, der Weißbach sich vom Wetterhorn in den Gletscher hinein stürze, und daß solche Bäche unter den Gletschern, wo sie durchfließen, sich gleichsam offene Wege bahnen. Diesem richtigen Gedanken zu Folge arbeitete er sich bald auf den Knieen und oft auf dem Bauche rutschend eine Strecke von wenigstens 130 Schuhen durch, und kam glücklich bey dem Weißbachfalle an dem Orte, wo er sich vorgesetzt hatte, unter dem Gletscher hervor.

pelten Ströme wieder hervor komme. Besson hingegen behauptet den durchaus unhaltbaren Satz, daß die Rhone gar nicht unter dem Rhonegletscher entstehe, sondern daß man ihren wahren Ursprung an der linken Seite des Gletschers am Fuße des Saasberges suchen müsse, wo drey Quellen aus dem harten Felsen hervor sprudelten, und einen kleinen Bach bildeten, der in den Rhonegletscher hinab falle, und an den Mündungen desselben wieder hervor dringe. Wenn die drey Quellen am Saasberge nur einen kleinen Bach ausmachen, so können sie unmöglich als der einzige und wahre Ursprung der Rhone, oder, wie man in der Schweiz häufiger sagt, des Rhodans angesehen werden. Beide Arme der Rhone, die aus dem Gletscher hervor brechen, sind so breit und wasserreich, daß ein jeder mit Recht den Nahmen eines großen Gletschersbachs verdient. Auch ist es gar nicht anders denkbar, und der Augenschein lehrt es an allen Gletschern, als daß im Sommer an der Oberfläche so wohl, als Unterfläche des ganzen Gletschers unzählige Eistheilchen aufgelöst werden, und entweder in einzelne Tropfen herab fallen, oder in kleine Gletscherbäche zusammen rinnen, und endlich in die beiden Hauptströme zusammen fließen. In den warmen Monathen

also ist der ganze Gletscher zuverlässig die Hauptquelle der Rhone, wie man auch aus ihrem trüben und weißlichen Wasser sieht, das von dem klaren Wasser von Felsquellen gänzlich verschieden ist. Viel höher und stärker aber, als die bisher angegebenen Quellen der Rhone, ist diejenige, die ich von keinem Schriftsteller angeführt gefunden habe, ungeachtet sie mehr als alle übrigen in die Augen fällt. Diese höchste und entfernteste unter den sichtbaren Quellen der Rhone ist ein gewaltiges Gletscherwasser, das von dem so genannten Spitzli herab kommt, an dem westlichen Fuße der Furka wegfließt, und sich mit einem weit hörbaren Geräusche in die östliche Seite des Rhonegletschers stürzt. Der Spitzli, von welchem dieser einem Arme der Rhone wenigstens gleiche Gletscherbach herab strömt, ist ein Schneeberg, der sich viel höher als die Furka erhebt, und wenn man von dem letztern Berge herunter steigt, zur linken Hand steht. Der Gipfel des Spitzli ist mit ewigem Schnee bedeckt, und wo dieser aufhört, fängt ein breiter und steiler Gletscher an, aus welchem sich das erwähnte Gletscherwasser sammelt.

Nachdem wir einige Stunden auf und an dem Gletscher zugebracht hatten, so entstand unter uns von neuem die Frage, ob wir nach

Obergestelen in Wallis und von da auf die Grimsel gehen, oder ob wir geradezu die Mayenwand hinan steigen wollten, um dadurch die Hälfte des Weges zu gewinnen, indem man von dem Rhonegletscher über die Mayenwand nach dem Spital nur drey, über Obergestelen hingegen sechs Stunden zu machen hat. Die Mayenwand ist eine wenigstens zwey hundert Klafter hohe, sehr steile und beynahe senkrechte Bergwand der Grimsel, die bis an das Ufer der Rhone hinab läuft, und über und über mit Alprosen und Grase bewachsen ist. Wir hatten die Tage vorher den Gedanken, über die Mayenwand auf die Grimsel zu kommen, gänzlich aufgegeben, weil alle diejenigen, die wir fragten, und noch am Abende vorher der Herr Pfarrer Wyttenbach aus Bern, uns versicherten, daß es uns unmöglich seyn würde, diese steile und glatte Bergwand hinan zu klimmen. Als wir eben aufbrechen wollten, kam ein Oberwalliser zu uns, der sich erbot, uns die Mayenwand ohne alle Gefahr hinan zu führen, und zugleich betheuerte, daß er des Weges vollkommen kundig sey. Dieser Mann fand zuerst bey unsern jungen Freunden Gehör, und diese beredeten uns, wenigstens den Versuch zu machen. Wir ließen daher unsern Führer

aus Urseren sammt seinem Pferde und Suters Bedienten mit dem Bescheide zurück, daß sie an den Ufern der Rhone so lange warten sollten, bis wir ihnen zurufen würden, daß sie ihren Weg nach Obergestelen antreten könnten. Als wir unsere Fußeisen angelegt hatten, fingen wir mit wachsendem Muthe an, die Mayewand hinan zu steigen. Der Oberwalliser führte uns trefflich, indem er die abschüssige Bergwand nicht in gerader Linie, sondern in lauter schlangenförmigen Bewegungen oder Wendungen hinan klimmte. Daß Steigen war zwar sehr mühsam, und wir mußten deßwegen alle fünf bis acht Minuten Halte machen; allein es war mit keiner Gefahr verbunden, indem die Mayenwand mit häufigen Alprosen bewachsen, und über dieß sehr uneben und höckerig war, so daß man immer einen festen Fuß fassen konnte. Wir waren kaum eine Viertelstunde gegangen, als wir den Zurückgelassenen zuriefen, daß sie nur ihre Straße ziehen könnten. Wir freueten uns insgesammt über den Entschluß, den wir gefaßt hatten, und konnten nicht begreifen, wie die Mayenwand zu dem übeln Rufe der Gefährlichkeit oder Unzugänglichkeit gekommen sey. Dieser Triumph über alle diejenigen, die weniger gewagt hatten als wir,

dauerte aber nur eine kurze Zeit. Je höher wir stiegen, desto steiler und ebener wurde die Mayenwand, desto kürzer das Gras und desto seltner die Alprosen oder ähnliche holzartige Pflanzen, an welche wir uns bisher gehalten hatten. Nach einer Stunde Klimmens war es fast eben so schwer, gegen die beynahe senkrechte und immer glattere Mayenwand hinan zu dringen, als es uns geworden wäre, an dem hohen Gemäuer eines Thurms oder an einer abgeschnittenen Felswand hinan zu klettern. Wir konnten nicht mehr gehen, sondern wir mußten Kniee und Hände zu Hülfe nehmen, und bisweilen hingen wir an der fürchterlichen Höhe der Mayenwand bloß mit den Händen, wenn Kniee und Füße wegen des glatten Grases ausrutschten. Als wir unter diesen mißlichen Umständen unsern Führer fragten, ob wir nicht bald dem Ausgange von der Mayenwand nahe wären; so erhielten wir die tröstliche Antwort, daß er den Weg selbst nicht recht wisse, daß er ihn aber suchen wolle. Sie können leicht denken, welchen Eindruck diese Antwort auf uns in einer Lage machte, wo wir ohne offenbare Lebensgefahr keinen Schritt vorwärts machen, und noch viel weniger zurück gehen konnten. Während daß der Oberwalliser hinging,

den Weg zu suchen, der uns quer über die Mayenwand auf die Grimselstraße führen sollte, blieben wir ein jeder an dem Platze, den er erreicht hatte, stehen oder liegen, und in diesem Zwischenraume suchten wir uns an den Anblick der jähen Tiefe zu gewöhnen, die wir unter uns hatten, und die wir, der Weg mochte gefunden werden, wo er wollte, stets zur linken Seite behalten mußten. Nach einer guten Viertelstunde kam der Walliser zurück, und kündigte uns an, daß er den rechten Weg entdeckt habe, indem er noch frische Spuren der Fußeisen von Reisenden, die vor kurzem darüber gekommen seyn müßten, habe unterscheiden können. Der Weg sey aber ein bloßer Geiß- oder Ziegenweg, und so schmal, und für nicht geübte Bergsteiger so gräßlich, daß er uns lieber darüber tragen als führen wolle. Keiner von uns konnte den Gedanken aushalten, sich von einem ältlichen und dem Anscheine nach nicht starken Manne über einen Pfad tragen zu lassen, von welchem der Träger selbst zweifelte, ob wir ihn würden gehen können, wiewohl wir bald nachher von dem Spitalmeister auf der Grimsel hörten, daß er schon manche Reisende über die Mayenwand getragen habe. Wir schleiften uns also langsam, meistens mit

dem ganzen Körper an die Mayenwand gelehnt, an den Anfang des so genannten Geißweges hin. Dieser Weg lief an dem untersten und schmalen Rande einer mit Grase bekleideten Erd- oder Felsenbank weg, die sich nicht nur senkrecht und unersteiglich emporhob, sondern auch um mehrere Schuh über die zwey hundert Klafter hohe Mayenwand wie ein Erker an einem hohen Thurme hinausragte, so daß wir bey einem Fehltritte zehn und mehrere Klafter durch die Luft gefallen wären, bevor wir nur die jähe Mayenwand berührt hätten. Wenn aber dieses geschehen wäre, so würden wir allem Ansehen nach mit einem solchen beschleunigten Falle auf die Anfangs glatte und steile und nachher mit Steinen und Felsstücken überstreute Mayenwand hinab gestürzt seyn, daß wir nicht eher als nahe an den Ufern der Rhone entweder zerschmettert oder geschunden hätten zur Ruhe kommen können. Der Pfad selbst war so schmal, daß er da, wo er am breitesten war, nicht die Breite einer Hand betrug. Auch zog er sich nicht an dem Fuße der steilen Erdwand und über der scheußlichen Tiefe in einer geraden und ununterbrochenen Richtung fort, sondern man mußte bisweilen, so weit man konnte, schreiten, und sich zugleich um ein hervortretendes

Felsstück herum winden, um ein Fleckchen zu erreichen, auf welchem man kaum mit den Zehen haften konnte. Ich war zufälliger Weise der erste, der den furchtbaren Weg mit dem Führer zu betreten anfing, indem der Walliser jedes Mahl nur Einen herüber leiten konnte. Ungeachtet der Geißweg quer über die Mayenwand ohne Vergleichung gefährlicher ist, als der Weg vom hohen Kasten herab war; so empfand ich doch nicht den zehnten Theil der Angst, womit ich zwischen den Abgründen in Appenzell herunter rutschte: so sehr hatte der beständige Anblick von tiefen Schlünden und jähen Abstürzen mein Auge und meine Einbildungskraft gestärkt. Die geringe Beklommenheit, womit ich den oft einer schmalen Leiste ähnlichen Weg zuerst betrat, verlor sich fast ganz nach den ersten Schritten, die ich gethan hatte, weil ich sah, daß man mit gehöriger Vorsicht alle wirkliche Gefahr vermeiden könne. Da weder zur Rechten noch zur Linken ein Punkt war, wo ich meinen Bergstock hätte hinein treiben können; so ließ ich diesen zurück, klammerte mich mit der Rechten, so fest ich konnte, an das Gras der steilen Erdwand an, legte meine linke Hand in die Hände des vorangehenden Führers, und trat alle Mahl auf den Fleck hin, den er verlassen hatte, und

zwar nicht eher, als bis ich hörte, daß er feststehe, und daß ich mich beym Vortreten auf ihn stützen könne. Als wir das erste und gefährlichste Drittel des Weges zurück gelegt hatten, kamen wir an einen Platz, wo der Pfad etwas breiter und die Erdwand nicht so senkrecht als vorher war. Hier bat mich der alte Walliser so lange stehen zu bleiben, bis er meine Reisegefährten auch so weit hergebracht habe. Die beiden übrigen Drittheile des Weges machten wir gleichfalls in zwey Absätzen, und so entstanden auf unserer Wanderschaft über die Mayenwand zwey Pausen, deren jede mehrere Minuten dauerte. Wenn die Plätze, wo wir ruhten, weniger gefährlich gewesen wären, so hätten wir keine vortheilhaftere Standpunkte für Bergaussichten als die an den Höhen der Mayenwand wünschen können, indem wir nicht bloß die ganze Kette der Walliser Schneeberge vom Gotthard bis an den großen Bernhard hin, sondern auch mehrere Spitzen der savoyischen Eisgebirge von den Strahlen der Abendsonne erleuchtet sahen. Der Geißweg quer über die Mayenwand beträgt vielleicht nur einige hundert Schritt, allein wir brachten eine gute Viertelstunde zu, um darüber hin zu kommen, und auf der letzten Hälfte des Weges zitterten dem alten Walliser selbst die Hände, nicht weil

er für sich, sondern weil er für uns fürchtete. Als wir uns auf der Straße, die über die Grimsel nach Wallis führt, wohlbehalten wieder beysammen sahen, wünschten wir uns gegenseitig Glück, daß wir die größte, und wie wir hofften, die letzte der Gefahren unserer Bergreise gleich den vorhergehenden ohne allen Unfall überstanden hätten. Auch hatten wir in der That Ursache, uns zu freuen und Glück zu wünschen, indem vor wenigen Jahren ein sächsischer Edelmann mit seinem wallisischen Führer von der Mayenwand hinab gefallen und so gequetscht und geschunden worden war, daß man ihn halb todt auf das Spital brachte, wo er fünf Tage liegen mußte, bevor man ihn nach Meyringen hinab tragen konnte. Unser Führer freute sich nicht weniger als wir, und fragte uns lachend: ob wir nun wüßten, was die Mayenwand bedeute? Suter, den wir erst auf der Grimselstraße wieder sahen, war in viel größerer Gefahr, als wir alle gewesen. Da der alte Walliser uns verließ, um den Weg über die Mayenwand aufzusuchen, hatte er sich in ähnlicher Absicht aufgemacht, war viel höher als wir hinauf gestiegen, und war endlich an die Felsmauer gekommen, wodurch die Mayenwand von der Straße auf die Grimsel abgesondert wird. Es wurde ihm nicht schwer,

diese Felsmauer zu überklettern; allein unter derselben zeigte sich ein mit Grase bewachsener, der Mayenwand ähnlicher Absturz, der noch jäher als diese und wenigstens halb so hoch war. So unwahrscheinlich es ihm selbst vorkam, daß er an dieser steilen Wand, ohne einen Fehltritt zu thun, würde hinab steigen können; so mußte er sich doch dazu entschließen, weil der Rückweg noch gefährlicher und viel länger gewesen wäre, und weil er nicht wußte, ob wir einen bessern Ausweg gefunden hätten. Suter hatte kaum einige Schritte gethan, als er ausglitschte, und mit der größten Geschwindigkeit dreyßig bis vierzig Klafter hinab stürzte, ohne sich an irgend etwas halten zu können. Zu seinem Glücke erhaschte er endlich eine Alprose, die stark genug war, seinen heftigen Fall zu hemmen. Er raffte sich also wieder auf, kroch das Übrige der Wand glücklich hinab, und kam, seine zerrissenen Kleider und blutigen Händen ausgenommen, unbeschädigt bey uns an. Wir waren alle über unsere überstandenen Abenteuer so erfreut, daß wir es nicht eher als am todten See wahrnahmen, daß der Himmel sich getrübt hatte, daß die Spitzen der Berge sich in Nebel hüllten, und daß wir uns auf dem obern Grimselthale in der

schrecklichsten aller Einöden fanden, gegen welche diejenigen, die wir bis dahin gesehen hatten, noch lachende Thäler genannt werden konnten. Die Grimsel ist zwischen dem todten See und dem Spital, die eine gute Stunde von einander entfernt sind, noch viel nackter und zerrissener als der Gotthard zwischen Hospital und dem Kapuziner-Hospitio. Die ganze Straße ist nicht bloß mit Graus oder kleinen Steinen, sondern mit ungeheuern Granitblöcken bedeckt, und wo diese einigen Raum lassen, streckt das verwüstete Urgebirge seine entblößten Riesengerippe hervor. Wir gingen oder sprangen vielmehr, so geschwind als wir konnten, über die glatten Granitbänke und die scharfen Felsstücke weg, weil die Nebel immer dichter wurden, und tiefer zu uns herab sanken. Als wir nicht weit mehr vom Spital entfernt waren, hörten wir gegen das Haßlithal hin tief unter uns donnern. So neu und feyerlich dieß dumpfe Donnern in den unter uns liegenden Thälern war, so überraschend und zum Theile furchtbar war das Rufen und Blasen der Hirten auf den benachbarten ganz umwölkten Höhen, indem ihre Musik und Stimme aus Gewittern herab zu tönen schien. In eben dem Augenblicke, in welchem wir ins Spital eintra-

ten, fing es heftig an zu regnen, und dieser Regen dauerte die ganze Nacht und dauert noch immer fort. Je stärker der Regen wurde, desto öfter und lebhafter erneuerte sich in uns die Freude, daß wir demselben entgangen waren; zugleich aber überfiel uns ein Schauder bey dem Gedanken, daß wir wahrscheinlich alle verloren gewesen wären, wenn das Gewitter sich einige Stunden früher gesammelt, wenn es mit seinen Nebeln den unbekannten Pfad verfinstert, und die schlüpfrige Mayenwand sammt dem gefahrvollen Geißwege noch schlüpfriger und gefährlicher gemacht hätte. Man behauptet gemeiniglich, daß aus den Mündungen der Gletscher desto kältere Luftströme hervor dringen, je näher bevorstehende Gewitter sind. Diese Regel litt gestern eine gänzliche Ausnahme; denn wir fühlten an dem Rande des Rhonegletschers gar nicht den schneidenden Wind, der sonst aus den Eisgewölben hervor zu brechen pflegt. Die Tagreise, die wir gestern machten, ist eine der stärksten, die man machen kann. Man rechnet von Urseren bis zum Spitale auf der Grimsel acht oder gar zehn Schweizerstunden, und unter diesen Stunden sind alle die Gänge nicht einmahl mit begriffen, die wir während unsers zweystündigen Aufenthalts am Rhonegletscher gemacht haben.

Die Grimsel ist unstreitig viel höher als der Gotthard. Jene ist drey bis vier Monathe lang ganz unzugänglich, da man über den Gotthard den ganzen Winter durch reist, und die Straße bey anhaltenden Schneestürmen höchstens einige Tage uubrauchbar gemacht wird. Auch fanden wir an der Grimselstraße noch große Klumpen von Schnee, von welchem an der Gotthardsstraße, und selbst in dem Thale, in welchem das Hospitium liegt, keine Spur mehr zu sehen war. Vielleicht ist die größere Höhe der Grimsel die Ursache, warum die Witterung auf diesem Berge weniger ungestüm als auf dem Gotthard ist. Es regnet auf der Grimsel nur selten, noch viel seltener fallen Schloßen, und nach der Aussage des Spitalmeisters schlägt es nie ein. Der bessern Witterung muß man es also wohl vorzüglich zuschreiben, daß sich auf der Grimsel viel trefflichere Alpen für Kühe und Ziegen als auf dem weniger hohen Gotthard finden. Der Käse, die Butter und die Milch, die auf der Grimsel bereitet oder gewonnen werden, sind so kräftig und schmackhaft als in irgend einer andern Berggegend der ganzen Schweiz. Diese Alpenprodukte, und dann recht gutes Brot sind die vorzüglichsten und fast die einzigen Nahrungsmit-

tel, die man im Spital auf der Grimsel zu finden sicher rechnen kann. Fische sind auf dieser Höhe gar nicht zu haben, und junges Ziegen= oder Gemsen= und Murmelthiere fleisch, womit der freundliche Spitalmeister gewöhnlich versehen ist, widersteht dem Geschmacke der meisten Reisenden. Murmelthierfleisch kostete ich auf der Grimsel zum ersten Mahle, allein es schien auch mir, wie den meisten übrigen Fremdlingen, so fett und fade, daß ich mich lieber Wochen lang mit dem Fleische von jungen Ziegen und Gemsen als nur einen Tag mit dem von Murmelthieren nähern möchte. Der Spitalmeister zeigte uns seinen Vorrath von Krystallen, Granaten und andern Steinen, die er auf der Gemsjagd gesammelt hatte, und überließ es uns, welche Stücke, und zu welchen Preisen wir wollten, auszusuchen. Ich wählte vor allen andern einen kleinen Vorrath von Granaten, die ohne Ausnahme mit einer zarten Glimmerrinde überzogen waren.

Die Grimsel wird jetzt, wie alle übrigen Theile der Schweiz, häufiger als vormahls besucht. Wir fanden in dem Buche, in welches der Spitalmeister die Fremden bittet sich einzuschreiben, die Nahmen von Reisenden fast aus allen Gegenden von Europa,

die schon in diesem Sommer über das Gebirge gegangen waren. Mehrere derselben, und besonders diejenigen, die in den letzten acht Tagen die Grimsel bestiegen hatten, klagten bitterlich über die Mühseligkeiten des Weges, über die Kälte und Schneegestöber, von welchen sie auf der Reise wären überfallen worden. Noch vor wenigen Jahren war die Wohnung des Spitalmeisters so enge und wegen ihrer Eingeschränktheit so unreinlich, daß die Reisenden sich nicht ohne Ekel darin aufhalten konnten, und meistens genöthigt wurden, ihr Nachtlager auf dem Heuboden zu suchen. Um den gerechten Beschwerden der Fremden abzuhelfen, hat der Stand Bern das Spital erweitern, zwey neue Zimmer anbauen und diese mit 4 Betten versehen lassen. Man kann von den Betten eher sagen, daß sie reinlich, als von den Möbeln, daß sie bequem sind; denn sie bestehen bloß in zwey hölzernen Tischen, um welche an beiden Seiten niedrige hölzerne Bänke herlaufen. Der Boden des größern Zimmers hat ungefähr in der Mitte eine Öffnung, die einen guten Schuh ins Gevierte hat, und bloß mit einem Brete bedeckt ist. Durch diese Öffnung kann der Spitalmeister stets sehen, was in seinem Schaf- und Ziegenstalle vorgeht, der gerade unter

dem Zimmer ist. Durch eben diese Öffnung aber dringt der widerliche Geruch herauf, der vorzüglich beym Eintritte in die größere Stube auffallend ist.

Weil es noch immer fortregnet, so haben wir den Vorsatz, den wir diesen Morgen ausführen wollten, den Lauter-Aargletscher zu besuchen, aufgegeben. Nach allen Beschreibungen, die ich gelesen und gehört habe, und die auch durch den Spitalmeister selbst bestätigt werden, hat weder die Mündung des Aargletschers, noch auch der Gletscher selbst, so weit er gemeiniglich von Reisenden besucht wird, und wahrscheinlich auch von uns besucht werden würde, so viel Merkwürdiges und Unterscheidendes, daß es der Mühe werth wäre, deßwegen einen Tag zu verlieren und noch eine Nacht auf der Grimsel zu bleiben. Der Lauter-Aargletscher ist eine große Strecke lang mit schmutzigem Graus oder Sande und mit Felsstücken so dick bedeckt, daß man vor denselben fast nicht das Eis wahrnehmen kann. Wer Lust und Zeit und Übung genug hat, um weiter auf das Eismeer vorzudringen, das von der Grimsel anfängt, und viele Stunden lang bis an die Vereinigung der großen Walliser- und Berner Gebirgketten fortläuft, der sieht freylich Reihen von Schneebergen und

Eisthäler, wie sie sich in der ganzen deutschen Schweiz nicht wieder finden; allein da wir nicht wissen, ob wir Muth genug haben würden, in der Begleitung des einzigen Spitalmeisters uns weiter als die meisten Reisenden auf die Grimselgletscher zu wagen, und da wir über dieß die Absicht haben, das Eismeer hinter dem Montanvert im Chamounithale zu besuchen; so haben wir uns entschlossen, wenn das Wetter sich gegen Mittag aufklären sollte, die Grimsel hinab nach Meyringen zu gehen. Man schätzt zwar diesen Weg auf sieben starke Schweizerstunden; wir hoffen ihn aber in eben so viel Stunden Zeit zu machen, weil man fast immer Berg ab geht. Wenn ich es bedaure, daß wir die Grimselgletscher nicht sehen werden; so ist es gar nicht um der Gletscher selbst willen, mit deren Anblick ich fast gesättigt bin, sondern weil ich dadurch die Gelegenheit verliere, das Finster-Aarhorn in der Nähe zu sehen, welches der Spitalmeister, und wie ich auf dieser Reise gehört habe, auch der Herr Professor Tralles und andere Gelehrte in Bern für den höchsten unter allen wallisischen und bernischen Schneebergen halten. Nach der Aussage des Spitalmeisters erhebt sich das Finster-Aarhorn weit über das Schreckhorn und die Jung-

frau, unter welchen wieder jenes höher als diese seyn soll. Die Messungen der bernischen Berge, welche ein Hauptmann Weiß oder Wyß, für den verdienstvollen Fabrikanten Meyer in Aarau angestellet hat, werden es entscheiden *), welcher unter den bernischen Bergen der höchste, und ob keiner unter ihnen sey, der dem Montblanc den Ruhm der höchsten Höhe streitig machen könne.

Meyringen am 12. Aug.

Während daß meine Reisegefährten bey einem trüben und regnigen Wetter den Reichenbach besuchen, will ich Ihnen kürzlich unsere gestrige Reise von dem Grimselspitale bis hierher beschreiben. Gestern gegen Mittag klärte sich der Himmel auf. Um ein Uhr war er rein von Nebel und trüben-

---

*) Nach den neuesten Messungen ist die Höhe des Schreckhorns 10100, des Finster-Aarhorns 10420, und der Jungfrau 10200 Fuß über dem Thurnersee befunden worden. Diese Berge bleiben daher viel weiter unter dem Montblanc zurück, als ich geglaubt hätte. Man sehe Höpfners Magazin IV. S. 116.

den Wolken, und wir machten uns daher gleich auf den Weg, um noch bey guter Zeit nach Meyringen zu kommen. Wir gingen so rasch, daß wir schon um vier Uhr in Guttanen waren, wohin man vom Spitale vier gute Stunden rechnet. In Guttanen ruheten wir eine Stunde aus, und langten gegen halb neun Uhr in Meyringen an. Wir erhielten im wilden Manne in kurzer Zeit ein gutes Abendessen und eben so gute Betten, und es zeigte sich allenthalben, daß der neue Wirth viel besser als der vorige eingerichtet sey. Auch kommen, wie mir diesen Morgen mein Barbier, ein ehrlicher Landmann des Thals, sagte, mehr Fremde als sonst hierher, seit dem ein gewisser Professor Meiners in seinen Briefen vom Haßlithale und von dem Reichenbache geredet habe. Als ich dem guten Manne die Entdeckung machte, daß er eben diesen Professor Meiners unter dem Messer habe, so entschuldigte er sich noch weit mehr als zuvor, daß er seine frischgeschliffenen Messer nicht mit dem heutigen Bothen von Bern erhalten habe.

Ich war auf den Weg an der Grimsel herab äußerst neugierig, weil viele Reisende mir versichert hatten, daß dieser Weg ungleich merkwürdiger als die Gotthardsstraße

sey. Nachdem ich die Wege über beide Berge gemacht habe und mit einander vergleichen kann, so würde ich doch denjenigen, der nur einen von beiden besuchen könnte, immer den Rath geben, lieber den Gotthard als die Grimsel zu besteigen. Allerdings hat die Grimselstraße mehrere Vorzüge oder doch Eigenthümlichkeiten, welche die Gotthardsstraße entweder gar nicht oder wenigstens nicht in gleichem Maße hat. Und zu diesen Eigenthümlichkeiten gehören zuerst folgende: daß die Felsenwände, zwischen welchen die Aar sich hinab stürzt, viel höher, die Spitzen, die sich aus diesen Felsmauern erheben, viel schärfer, schneidender und eingekerbter, und der Weg dadurch ungleich länger als durch die Schöllenen am Gotthard ist. Allein eben dieser stundenlange Anblick von nackten und furchtbaren Felswänden machen den Weg auf oder von der Grimsel öde und einförmig. Vom Spitale bis nach Guttanen sieht man in einer Strecke von vier Stunden nur zwey kleine Hütten, weil sonst nirgends Platz genug ist, wo man eine Hütte hinbauen und für einige Kühe und Ziegen Weide finden könnte, da hingegen auf der Gotthardsstraße stets die wilde und angebaute, die schöne und erhabene Natur in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit mit ein-

Der Fall der Aar auf der Grimsel.

C. Schindelmayer sc.

ander abwechseln. Wenn man an der Grimsel herab kommt, so findet man, wie beym Herabsteigen von allen ähnlichen hohen Bergen dieselbigen geringen Anfänge und dieselbige Folge oder Fortschritte der Vegetation. Man sieht zuerst kleine und dann größere Gesträuche. Auf diese folgen allmählich kleine Bäume, welche die Natur zu vollenden noch nicht Kraft genug hat, dann einzelne große und endlich Haufen von großen Bäumen oder Wälder. Erst hinter Guttanen werden beide Seiten der Berge mit Holz bekleidet, so wie die Spitzen der Berge selbst runder werden, und nicht mehr so zerrissen als in den höhern Regionen aussehen. Der Wasserfall der Aar bey der dritten gesprengten Brücke, und dann der, welcher den beiden Hütten gegen über ist, sind vielleicht so prächtig als die schönsten Wasserfälle der Reuß; allein sie sind nicht so vollkommen übersehbar als diese, die über dieß viel zahlreicher sind. Weil der Weg vom Spitale bis nach Guttanen steiler und die Aar vielleicht auch wasserreicher als die Reuß ist, so ist kein Zweifel, daß der erstere unter diesen Gletscherflüssen sich mit einer größern Gewalt als der letzte herab wälze. Diesen stärkern Sturz bemerkt man aber nicht so sehr als die tobenden Fluthen der Reuß, weil man

die in einem scheußlich tiefen Bette dahin stürmende Aar weit öfter aus den Augen verliert als ihre Nebenbuhlerinn, oder wenn man lieber will, ihre Schwester, die Reuß. Ungeachtet die Grimselstraße steiler und auch weniger breit als die Gotthardsstraße ist, so kann man doch auf jener leichter als auf dieser herab, und ich glaube auch, hinan steigen, weil sie nicht, wie der Weg auf den Gotthard, mit kleinen Steinen, sondern mit großen Granitplatten gepflastert ist, oder gar über ungeheure Lager von glattem Granite fortläuft. In solche lange Granitlager hat man kleine Kerben oder flache Einschnitte gemacht, an welche oder in welchen die Saumpferde sich halten können. Auch hat man in eben diese Granitmassen, die zu den eigenthümlichen Erscheinungen des Grimselweges gehören, an beiden Seiten, oder wenigstens an der Aarseite, kleine Löcher hinein gearbeitet, und in diese Löcher mäßige Pfäle als Stützen von Geländern getrieben, damit Pferde und Menschen, wenn sie etwa fallen sollten, nicht in die Aar hinab stürzen möchten. Gräßliche Steingüsse und Felstrümmer, die von Lauinen oder Bergwassern in dem letzten Frühlinge oder Herbste herab geworfen worden, trifft man auf der Grimselstraße eben so häufig als auf der Gotthardsstraße an.

Um Guttanen werden alle Arten von Feldfrüchten gebaut, allein für Obstbäume ist die Luft noch zu scharf. Die Lage von Guttanen ist so hoch und das Klima so kalt, daß sich nahe bey diesem Dorfe nicht zwanzig Schritt von einem Getreidefelde ein großer Klumpe von Schnee, wahrscheinlich das Überbleibsel einer Lauine erhalten hatte. Auf der ersten Stunde diesseits Guttanen läuft der Weg noch immer über kleinere oder höhere Hügel, nachher aber wird er sehr bequem, indem er sich, den letzten Berg vor Meyringen ausgenommen, durch ebene und schöne Wiesen hinzieht. So ergetzend das Wandeln durch die Ebenen des Haßlithals in der milden Abendluft und im sanften Mondscheine war, so unerwartet war uns der letzte Berg vor Meyringen, und so beschwerlich wurde uns so wohl das Hinauf- als Hinabsteigen, weil wir uns durch unsern starken und beschleunigten Gang sehr erschöpft hatten. Beym Hinaufsteigen waren wir ungewiß, ob wir nicht die rechte oder nächste Straße verfehlt hätten, und beym Hinabsteigen rauschte uns die nahe Aar so laut entgegen, daß wir an dem Fuße des waldigen Gebirges fürchteten, diesem tiefen Strome zu nahe zu kommen, bis wir endlich Lichter und Häuser entdeckten. Noch ehe wir den

letzten Berg erreichten, hörten wir ein schmetterndes Getöse, wie von einem heftigen nicht fernen Gewitter, welches ich gleich für das Donnern des Reichenbachs erkannte. Dieß Donnern wurde uns aber bald nachher durch den Berg entzogen, über welchen wir in das Thal von Meyringen hinab stiegen.

Die Einwohner des Haßlithals und der übrigen bernischen Oberländer unterscheiden sich von den Landleuten in den flächern Theilen des Kantons Bern, und besonders von den Aargauern, so wohl durch körperliche Bildung als durch Gemüthsart und Gebräuche so sehr, daß ich im geringsten nicht zweifle, daß die erstern eines andern Ursprunges als die letztern seyen. Beide Geschlechter, besonders aber die Männer des Haßlithals und der übrigen hohen Bergthäler des Kantons Bern, haben nicht bloß eine viel feinere und edlere Gesichtsbildung als die Bauern im Aargau, sondern sie sind auch höher, schlanker und schöner von Wuchs als diese. Ich glaube zwar nicht, daß die Bewohner des Haßlithals, wie eine alte Sage erzählt, unmittelbar von den Schweden abstammen; allein es scheint mir sehr glaublich, daß die Haßlithaler, und vielleicht der größte Theil der übrigen bernischen oder gar schweizerischen Hirten, Abkömmlinge der Überbleibsel der

Gothen sind, die nach der Zerstörung ihres Reichs aus Italien entflohen, und entweder in oder jenseit der Alpen neue Wohnsitze suchten. Einer der aufgeklärtesten Männer in Bern, den ich das Glück gehabt habe, bey meinem jetzigen Aufenthalte in der Schweiz kennen zu lernen, erzählte, daß sich aus keiner Gegend seines Vaterlandes so viele junge Leute zum auswärtigen Kriegsdienste anböten, als aus dem Haßlithale, so wie man im ganzen Kanton nirgends abgeneigter gegen den Kriegsdienst sey als in dem gewerbreichen und üppigen Emmethale. Wahrscheinlich wird sich die Lust zum Kriegsdienste unter den Haßlithalern und übrigen Oberländern wie unter den Emmethalern verlieren, wenn unter den erstern Fabrikarbeiten, wie unter den letzten, entstehen, und Reichthümer, oder wenigstens einen höhern Wohlstand, als zu welchem die bernischen Hirten bisher gelangt sind, hervor bringen werden. Eben der einsichtsvolle Freund, dem ich die zuletzt mitgetheilte Nachricht zu danken habe, wollte behaupten, daß die Ehen im Haßlithale und den übrigen Hirtenländern viel fruchtbarer als unter den ackerbauenden Landleuten seyen, und daß man fast auf eine jede Ehe zehn Kinder rechnen könne, weil das Aufbringen der Kinder bey

Milchspeisen sehr leicht werde. Der größte oder doch ein großer Theil der zahlreichen Hirtenkinder müssen auswandern, weil Alpen und Wiesen nicht hinreichten, ihnen in ihren reifern Jahren Unterhalt zu verschaffen. Wenn die Nachricht von der ungewohnlichen Fruchtbarceit der Ehen unter den einfachen Hirtenvölkern Helvetiens, und der daher entstehenden Nothwendigkeit eines beständigen Auswanderns sich bestätigen sollte; so könnte man daraus erklären, wie Deutschland in seinem rohen Zustande, der geringen Bevölkerung ungeachtet, Jahrhunderte lang so große Schaaren von kriegerischen Abenteurern ausschicken konnte, ohne sich selbst zu erschöpfen, und wie es möglich war, daß kleine Völker, dergleichen zum Beyspiele Anfangs die Sachsen waren, der beständigen Auswanderungen ungeachtet, sich dennoch in wenigen Menschenaltern so erstaunlich vermehrten und ausbreiteten. — Man hat es schon lange mit Verwunderung bemerkt, daß vom Haßlithale bis an die zürchischen Grenzen die Röcke der Weiber immer kürzer und die der Männer hingegen immer länger werden: ein im geringsten nicht unbedeutender Umstand, den diejenigen nicht aus der Acht lassen müssen, welche die Verschiedenheit der Einwohner des Kantons

Bern und ihre verschiedene Abstammung untersuchen wollen.

Als eine Hauptursache der Bevölkerung, und vorzüglich der Fruchtbarkeit der Ehen in den Gebirgländern führt man die Gemeinalpen an, die selbst in Bern fast eben so viele Vertheidiger als die Allmenten in den flachern Gegenden der Schweiz Widersacher haben. Wenn die Gemeinalpen, sagt man, in den Gebirgländern getheilt würden; so würden sie bald ganz oder großen Theils in die Hände von wenigen Reichen kommen, und viele geringe und zahlreiche Familien würden außer Stand gesetzt werden, von dem Ertrage einiger Kühe zu leben, wie jetzt geschieht, da auch die ärmern ihre wenigen Kühe auf die Gemeinalpen treiben dürfen. Freylich findet einer der Vorwürfe, die man den Gemeinweiden überhaupt macht, auch gegen die Gemeinalpen in den Hirtenländern Statt, daß nähmlich diese Alpen nicht, wie sie sollten, den Armen und Ärmsten, sondern vorzüglich den Wohlhabenden und Reichen zu Statten kommen, indem nur derjenige Vieh auf die Gemeinalpen treiben darf, der den Winter über Kühe bey eigenem Futter durchbringen kann. Die Ärmsten also, die keine Kühe halten, verlieren durch ihre Armuth allen Antheil an einer Wohl-

that, die allen Gemeindegenossen bestimmt war, und die besonders den Hülfsbedürftigen zu Gute kommen sollte. Auch ziehen die weniger Armen, die eine oder einige Kühe besitzen, aus dem Gemeingut nur ein Zehntel des Vortheils, der den Eigenthümern von zehn oder zwanzig und mehrern Kühen zufließt. So unläugbar es aber ist, daß nach der bisherigen Einrichtung Reiche und Arme die Gemeinalpen nicht auf gleiche Art nützen, eben so gewiß ist es, daß es selbst für die Geringern ein unschätzbarer Vortheil ist, daß sie den Sommer über so viele Kühe, als sie den Winter durch füttern können, auf die Gemeinalpen treiben dürfen, wo ihnen jedes Stück 14 bis 17 bernische Kronen einbringt. Diese Erlaubniß war von jeher und ist auch jetzt noch die Ursache, daß die Geringern sich neben ihren kleinen Hütten so viele Wiesen zu erwerben suchen, daß sie für eine oder einige Kühe Futter davon sammeln können. Allem Ansehen nach würden die Wiesen nicht so getheilt, und die Thäler in den Hirtenländern nicht mit so vielen Hütten überstreut seyn, wenn nicht jeder Besitzer das angeborne Recht hätte, die Gemeinalpen nach dem Verhältnisse seiner Grundstücke im Thale zu benutzen.

Ein anderer und zwar der wichtigste Vor-

wurf, der den Allmenten gemacht wird, fällt bey den gemeinschaftlichen hohen Bergweiden ganz weg: dieser nähmlich, daß Gemeingüter nicht einmahl halb so gut genutzt werden, als man sie benutzen würde, wenn sie unter einzelne Eigenthümer vertheilt wären. Die Alpen in den Bergländern lassen sich auf keine andere Art als zur Weide nutzen, und wegen ihre Höhe oder Entfernung von den Örtern, denen sie zugehören, können sie auch nicht, wie Wiesen, Gärten und Äcker, gedüngt werden. Gesetzt also auch, daß man die Gemeinalpen, wie die Allmenten von Städten und Dörfern in flachen Gegenden, theilte, so würden sie nicht mehr genutzt und verbessert werden als jetzt, da sie Gemeingüter sind.

Ich habe mir oft während meiner Reisen in Deutschland so wohl als in der Schweiz die Frage aufgeworfen: warum denn unter allen Gebirgländern in Europa allein Helvetien so ausgezeichnet vortreffliche Alpen habe, und wegen dieser Alpen und ihrer herrlichen Kräuter allein Käse hervor bringe, deren Güte man in allen gebirgigen Ländern zu erreichen sich vergebens bestrebt hat? Diese Frage, die ich mir bisher niemals auf eine genugthuende Art beantworten konnte, ist mir auf meiner gegenwärtigen Reise von

sachkundigen Männern aufgelöst worden. Die Hauptursache nähmlich der eigenthümlichen Vollkommenheit der schweizerischen Alpen und ihrer Produkte liegt in der außerordentlichen Höhe der schweizerischen Berge, vermöge deren ihre Spitzen und Seiten mit ewigem Schnee und unvergänglichen Gletschern bedeckt sind. Diese Schneemassen und Gletscher tränken durch das Schmelzwasser, welches unaufhörlich von denselben herab rinnt, die unter ihnen liegenden Alpen gerade in den Monathen am meisten, in welchen an weniger hohen nicht beschneyten Gebirgen die Gräser zu verdorren und die Quellen zu vertrocknen am meisten in Gefahr sind. Die berühmtesten, schmackhaftesten, theuersten und am längsten dauernden Käse werden daher selbst in der Schweiz einzig und allein auf solchen Alpen bereitet, die an den Abhängen von Hochgebirgen liegen, und wenn also das Pfund Greyerzer oder Sanenkäse auf der Stelle mit fünf, und in den übrigen bernischen Oberländern mit 4½ Batzen bezahlt wird, so gibt man für das Pfund des besten Emmethaler Käses nur 4 und desjenigen, der auf dem Jorat und Jura im Pays de Vaud gemacht wird, nur 3¼ Batzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Käse, den man auf den Alpen

des Jura und seiner Zweige, so wie der übrigen nicht beschneyten Gebirge Helvetiens macht, lange nicht einmahl die Güte haben, die er wirklich hat, wenn nicht alle diese Vorgebirge der hohen Alpen an dem Wasserreichthume der letztern Theil nähmen, und beständig durch die Nebel und Wolken getränkt würden, die von den Schneebergen und deren Gletschern aufsteigen, und sich über die benachbarten Gebirge verbreiten. Nach des Herrn Pfarrer Schinz Bemerkung sind die italiänischen Alpen viel weniger fruchtbar als die an der nördlichen Seite der Alpkette, weil die Gebirge, an welchen die erstern liegen, im ganzen weniger hoch und zugleich steiler als die der deutschen Schweiz sind. Wegen ihrer geringen Höhe sind sie dürrer, und werden entweder gar nicht oder wenig gewässert, indem nur wenige Spitzen beständigen Schnee behalten. Die steilern Abhänge hingegen der italiänischen Alpen werden Ursache, daß diese vielmehr durch das Herabrollen von Felsstücken beschädigt werden, und fruchtbares Erdreich weniger auf denselben haften kann. Manche italiänische Alpen sind daher entweder mit unfruchtbarem Gesträuche oder mit schlechtem unschmackhaftem Grase bekleidet, und alle Versuche, ihnen eine größere Fruchtbar-

keit zu verschaffen, sind daher vergeblich gewesen.

Wenn man weiß, daß Viehzucht die Hauptbeschäftigung in den schweizerischen Alpen ist; so kommt es einem Anfangs höchst befremdend vor, daß in den meisten Dörfern und Wirthshäusern der gebirgigen Gegenden guter Rahm und frische Butter viel seltner als in flachen Ländern sind; daß der vermehrten und verbesserten Viehzucht ungeachtet die Butter immer theurer wird; und daß selbst viele Bewohner der hohen Alpen die Butter, welche sie brauchen, von ihren Nachbarn in den niedrigen Thälern kaufen. Die Oberhaßler zum Beyspiele erhalten ihre Butter aus Unterwalden, die Grindelwalder aus Lauterbrunnen, und die übrigen Oberländer bringen sie von dem Markte in Thun zurück, wo sie von den kleinen Bauern der umliegenden Gegenden feilgeboten wird. Selbst da, wo die Butter am wohlfeilsten ist, kostet das Pfund 4 Batzen oder den zehnten Theil eines französischen Laubthalers. Anderswo wird sie zu fünf, und in Freyburg, Lucern und im Neuenburgischen zu sechs Batzen verkauft. Die ökonomische Gesellschaft in Bern warf vor kurzem die Preisfrage auf: woher der Mangel und der hohe Preis der Butter im Kanton

Bern rühre? und diese Frage wurde von mehrern einsichtsvollen Männern auf eine gründliche Art beantwortet. Alle führten und führen den allgemeinen Gebrauch des Kaffees mit Rahm, selbst auf dem Lande und den Alpen, und dann den hohen Preis der Käse als die vornehmsten Ursachen der Seltenheit und Theuerheit der Butter an. Nach einer Berechnung des Herrn Höpfner wird die Milch nicht nur in solchen Gegenden, wo der Käse am theuersten, sondern auch selbst da, wo er am wohlfeilsten ist, viel vortheilhafter zur Verfertigung von fetten Käsen als von Butter genutzt. Im bernischen Oberlande zum Beyspiele geben 1000 Maß Bergmilch, wovon jedes 4 Pfunde hält, 400 Pfund fetten Käse und 30 bis 40 Pfund Zieger. Wenn man nun das Pfund des erstern nur zu 4 Batzen und das des letztern zu 6 Kreuzern anschlägt, so werfen 1000 Maß Bergmilch in fette Käse verwandelt 1660 Batzen ab, die Molken oder so genannten Schotten nicht einmahl gerechnet, womit Schweine gemästet werden. Wollte man hingegen dieselbige Quantität von Milch zum Buttermachen anwenden, so würde man einen Schaden von 535 Batzen leiden; denn 1000 Maß Bergmilch geben nur 200 Maß Rahm und eben so viele Pfunde Butter,

wovon man jedes Pfund auf der Stelle nicht höher als zu 4½ Batzen verkaufen könnte. Außer den 200 Pfunden Butter geben 800 Maß abgenommene Milch noch 80 Pfund magere Käse, das Pfund zu 2 Batzen, und 25 Pfund Zieger, das Pfund zu 1 Batzen. Wenn man nun alles zusammen rechnet, was 200 Pfund Butter, 80 Pfund magere Käse und 25 Pfund Zieger einbringen; so erhält man doch nur eine Summe von 1125 Batzen, also 535 Batzen weniger, als wenn man aus derselbigen Masse von Milch fette Käse bereitet hätte. Auf den Alpen des Jura und Jorat, wo man die Käse nicht so theuer als im bernischen Oberlande verkaufen kann, sind die Vortheile beym Käsemachen freylich geringer; allein doch immer noch so beträchtlich, daß man auch auf diesen weniger gesegneten Alpen die Bergmilch lieber in Käse als in Butter verwandelt. So lange das Käsemachen einträglicher als das Buttermachen bleibt, so lange werden alle Bemühungen der Obrigkeiten, die Verfertigung von Butter zu befördern, fruchtlos bleiben, und die Butter wird beständig im Preise steigen, bis die Älpler wahrnehmen, daß beym Buttermachen eben so viel oder noch mehr Vortheil als beym Käsemachen ist. Sollten die Käse wie bisher

noch immer theurer werden, so wird die Butter es gleichfalls werden, bis die Preise beider Produkte sich in ein gewisses Gleichgewicht gesetzt haben. Unter allen Waaren, welche die Schweiz hervor bringt, sind die Käse gewiß die einzige, von welcher in dem letzten Menschenalter sich nicht bloß die Ausfuhr, sondern auch der Preis verdoppelt oder beynahe verdoppelt hat. Wegen der vermehrten Bereitung und Ausfuhr der Käse braucht der Kanton Bern jetzt jährlich hundert tausend Zentner Salz, da man sonst an 70 bis 75000 Zentnern genug hatte, und der doppelte Preis der Käse hat die Preise von Alpen, Kühen und Weiden gleichfalls um das Doppelte erhöht. Selbst am Jura gibt es mehrere Beyspiele von Hauswirthen, die vor 40 Jahren Alpen um 60 Kronen gekauft haben, und jetzt aus eben diesen Alpen einen jährlichen Pachtzins von 60 Kronen ziehen. So sehr die Wohlhabenheit der schweizerischen Hirten und Güterbesitzer durch die zugleich vermehrte Ausfuhr und Theuerheit der Käse gewonnen hat, so ist doch daraus für alle Schweizer, und vorzüglich für die Bewohner der Städte, die unangenehme Folge entstanden, daß auch sie die Käse, die sie selbst brauchen, und besonders Butter, Rahm und Milch zwey Mahl so hoch als ihre Väter bezahlen müssen.

Thun am 13. Aug.

Gleich nachdem meine Freunde gestern Morgen vom Reichenbache zurück gekommen waren, setzten wir uns auf einen kleinen Leiterwagen, auf welchem unser Wirth uns nach Brienz fahren ließ. Wir verloren dadurch viel an Vergnügen, daß während dieser Fahrt beständig ein feiner Regen fiel, daß die Luft mit Dünsten und die Spitzen der Berge mit Wolken bedeckt waren. Kein anderes Thal in der Schweiz ist so reich an schönen oder prächtigen Wasserfällen als das Haßlithal; denn außer dem Reichenbache stürzen allein an der linken Seite, an welcher wir am nächsten und längsten vorbey fuhren, vier andere mächtige Bäche von der hohen Felswand herab, womit das Haßlithal theils vom Oberhaßli-, und theils vom Grindelwaldthale geschieden ist. Den Reichenbach ausgenommen, dessen Fall zu erhaben ist, als daß irgend eine Kunst ihn nachahmen könnte, sind alle übrigen Wasserfälle im Haßlithale von der Art, daß ein geübter Zeichner sie nach der Natur darstellen könnte, und ein Landschaftsmahler also, der diesen Theil der schönen Natur studiren wollte, könnte sich in ganz Europa keine lehrreichere Gegend als das

Der Reichenbach und Meyeringen im Haslithal.

C. Schindelmeyer. sc.

Haßlithal aussuchen. Wenn wir auch so glücklich gewesen wären, die verschiedenen Wasserfälle, vor denen wir vorüber kamen, im Glanze der Morgensonne zu sehen; so würde ich es doch nicht wagen, Ihnen die eigenthümlichen Schönheiten eines jeden zu schildern, weil die Sprache noch viel weniger als der Pinsel im Stande ist, mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur zu wetteifern. Zwischen Meyringen und Brienz sieht man allenthalben, vorzüglich an der linken Seite der Aar, die traurigsten Spuren von Verwüstungen, welche die wilde Aar zur Zeit ihrer Überströmungen hervor zu bringen pflegt. Ein großer Theil des Thals liegt ganz öde, oder ist mit unfruchtbarem Gesträuche überwachsen, und an dieser Seite ist daher das Haßlithal in der Nähe betrachtet lange nicht so schön als es in der Ferne scheint. Auch fand ich die Häuser der Landleute nicht so groß und nett, als ich es erwartet hatte. Weil in Brienz ein bedecktes Schiff für uns bestellet war, so setzen wir uns gleich hinein, nachdem wir zu unserm Mittagessen kalte Küche und Wein eingekauft hatten. Während unsrer Fahrt über den Brienzersee, der eine oder nur $\frac{3}{4}$ Stunde weniger lang seyn soll als der Thunersee, hielt der feine Staubregen beständig an. Ich

bin deßwegen nicht im Stande, seine Ufer und die Aussichten, welche er gewährt, mit denen des Thunersees zu vergleichen; doch glaube ich immer, daß die Fahrt über den letztern wegen seiner hohen Felsgestade und wegen des Anblicks der Spitzen der höchsten bernischen Schneeberge für die meisten Reisenden interessanter als die über den Brienzersee seyn muß. Bey unsrer Ankunft in Interlachen hörte der Regen auf, und in Unterseen schien der heitere Himmel die Rückkehr von dauerhaftem guten Wetter zu versprechen. Meine Freunde entschlossen sich daher geschwind, Lauterbrunnen und Grindelwald zu besuchen, wozu ich sie selbst ermunterte, ungeachtet mehrere Reisende uns gesagt hatten, daß die große Hitze des Sommers die Schneeberge und Gletscher in diesen Thälern sich selbst ganz ungleich gemacht habe. Ich eilte allein dem neuen Hause zu, wo ich schlechterdings kein Schiff zum Übersetzen nach Thun gefunden hätte, wenn nicht einige Herren aus Bern mich in ein zurückkehrendes von ihnen gemiethetes Thunerschiff aufgenommen hätten.

Wir machten die Überfahrt in vierthalb Stunden, und brauchten nur eine halbe Stunde mehr, als meine Freunde und ich auf dem Brienzersee zugebracht hatten. So sicher das

Wetter einige Stunden vorher geschienen hatte, so würden wir doch auf dem Thunersee gerade unter den steilen unanlandbaren Felsenufern von einem heftigen Gewitter überfallen, das zu unserm Glücke nicht mit einem gleich gewaltigen Sturme begleitet war. Als ich nach Thun kam, war der neue Hof so wohl als das weiße Kreuz so sehr mit Fremden angefüllt, daß ich nirgends unterkommen konnte. Auf mein inständiges Bitten hatte endlich der Wirth im weißen Kreuze die Gefälligkeit, mich an seiner Wirthstafel mitessen und nach Tisch in das Haus eines seiner Freunde führen zu lassen, wo ich ein treffliches Bett und Zimmer fand. Auch hier versichert man, daß noch nie ein solcher Zusammenfluß von Reisenden als in dem gegenwärtigen Jahre gewesen sey. Sie werden erstaunen, wenn sie hören, daß in einer Stadt wie Thun, die gar nicht an der großen Straße liegt, und bloß von den in das Grindelwald- oder Lauterbrunnerthal Reisenden besucht wird, in einem einzigen Gasthofe, in dem neuen Hofe nähmlich, der im Jahre 1782 noch nicht einmahl erbaut war, manchmahl funfzig bis siebzig Fremde aus allen Ländern Europens zusammen gespeist haben.

Die Freude nach Bern zu kommen, wo ich meine Frau und viele edle Freunde wie-

dersehen werde, weckte mich heute schon sehr frühe, und ich würde voll innigster Sehnsucht schon längst von Thun abgereist seyn, wenn ich nicht zwey der Herren, die mich gestern nach Thun mitnahmen, und diese Nacht auf einem Landgute nicht weit von Thun geschlafen haben, versprochen hätte, bis acht Uhr zu warten, um in ihrer Gesellschaft zu reisen. Mein ehemahliger Begleiter Werre ist seit meiner ersten Reise ein berühmter Mann geworden. Als ich ihn heute Morgen suchen ließ, war er eben im Begriffe mit mehrern jungen Engländern eine abermahlige große Schweizerreise anzutreten, dergleichen er diesen Sommer schon mehrere gemacht hat. Er läßt sich, wenn ich anders recht gehört habe, täglich einen großen Thaler zahlen, und diesen Thaler verdient er so gut als irgend ein Guide in Chamouni. — Die Glocke schlägt acht. Die bernischen Herren sind noch nicht da. Ich gehe daher allein ab, und hoffe, daß das Verlangen, diesen Mittag noch mit meiner Frau zusammen zu essen, meine eilende Pünktlichkeit entschuldigen wird. —

Bern am Abende desselbigen Tages.

Ich kam heute glücklich noch vor Tische in Bern an, und hatte das Vergnügen, meine Frau und meine besten Freunde gesund anzutreffen. Ich fand aber meine Frau nicht im Falken, der bey ihrer Ankunft ganz besetzt war, sondern in der Krone, wo sie erst nach wiederhohlten Bitten aufgenommen wurde. Wenn die Zimmer in diesem letzten Gasthofe auch nicht so prächtig sind als im Falken, so sind dagegen Aufwartung und Essen wenigstens so gut. Die Stunden, die ich zwischen Thun und Bern zubrachte, gehören zu den seligsten, die ich auf meiner ganzen Reise verlebt habe. Wie unaussprechlich süß ist das Verlangen nach dem Wiedersehn von Geliebten und Freunden, wenn es seiner Erfüllung nahe ist, und durch gar keine Furcht mehr getrübt wird! Auch hätte gewiß keine Gegend in der ganzen Schweiz mit dem Gemüthszustande, worin ich war, übereinstimmender seyn können als die Landschaften, die zwischen den beiden genannten Städten liegen. Wohin mein Auge sich wandte, sah ich beständig geräumige, feste und meistens neue Bauerhäuser von der mannigfaltigsten Bauart, schöne oder prächtige Landsitze, reiche

Fruchtfelder, noch reichere Wiesen, die von kleinen Bächen durchschlängelt werden, und mit lebendigen Hecken eingefaßt sind, in den Wiesen regelmäßige Reihen von belasteten Fruchtbäumen, unter dem Schatten dieser Bäume bald kleine Herden von Vieh, bald Haufen von Jünglingen und Mädchen, die mit der Heuernte beschäftigt sind. Bey dem Anblicke dieser Schönheiten und Gaben der Natur und des hohen Glücks von Vornehmen und Geringen schwebten mir unaufhörlich die Bilder des Paradieses und des goldenen Weltalters vor, und ungeachtet dieß stille Entzücken, in welches meine Seele gleichsam eingewiegt wurde, mehr wehmüthig als fröhlich war, und mich eher zu sanften Thränen als frohem Lachen geneigt machte; so konnte ich doch bisweilen nicht umhin, wie ein Frohlockender in Töne und Geberden des lauten Jubels auszubrechen. Meine Freude und Täuschung wurde allein durch einige von Hagelwettern zerschlagene Gerstenfelder, und dann durch die plumpen Figuren und geschmacklose Kleidung der Bauern und Bäuerinnen unterbrochen. So bald ich Bern erblickte, waren Geist und Auge auf diese Stadt geheftet. Bey aller meiner Ungeduld aber war es unmöglich, die prächtige und in ihrer Art gewiß einzige Chaussee nicht zu

bemerken, welche der Stand Bern über die erste Anhöhe nach Thun hin hat erbauen lassen. Indem ich durch die Straßen der Stadt fuhr, hoffte ich immer, irgend einen meiner Freunde und Bekannten anzutreffen. Um desto mehr verdroß es mich, daß mein Blick in die Arkaden oder bedeckten Gänge nicht selten durch Reihen von frischgewaschener Wäsche aufgehalten wurde, die man in den reinlichen Straßen einer so schönen Stadt, als Bern ist, nicht dulden sollte.

Spittler und ich haben uns in den letzten Tagen sehr oft darüber gefreut, daß wir auch unsere Bergreise als wahre Günstlinge des Glücks geendigt haben. Wir waren beständig in der Gesellschaft von aufgeklärten und muntern Freunden, ohne welche eine beträchtliche Alpenreise nothwendig langweilig werden muß. Wenn wir unter Wegs waren, hatten wir stets, den ersten Tag ausgenommen, gutes Wetter. Wir fanden allenthalben gefällige und treue Träger und Führer, so wie eine gute oder wenigstens leidliche Bewirthung, ohne auch nur ein einziges Mahl auf eine so unbillige Art mitgenommen zu werden, als wir aus den allgemeinen Klagen der Reisenden schließen müssen, daß andern Fremdlingen häufig widerfährt.

Sechster Brief.

Bern am 15. Aug. 1788.

Theuerster Freund!

Ich habe diese letzten Tage her unzählige Mahle an die große Verschiedenheit von Empfindungen gedacht, mit welchen ich im Jahre 1782 und mit welchen ich vorgestern nach Bern kam. Vor sechs Jahren hatte ich außer Herrn Höpfner keinen Freund, nicht einmahl einen persönlichen Bekannten in Bern. Dieser Mangel von Bekanntschaften, verbunden mit den Gerüchten von bernischer Kälte und Stolz, machten mich eher eine ungünstige Aufnahme fürchten als eine günstige hoffen. Jetzt hingegen reiste ich nach Bern wie in meine Vaterstadt. Ich wußte gewiß, daß ich viele treue und geprüfte Freunde wieder umarmen, und daß die Zahl meiner Freunde und Gönner sich noch vermehren würde. Besonders rührend war für uns der Eifer, womit die jungen Berner, die seit einigen Jahren in Göttingen studirt haben, uns aufsuchten,

und uns ihre Ältern oder Geschwister zuführten; und nicht bloß rührend, sondern beschämend war die Wärme des Danks, womit sie sich der geringen Gefälligkeiten erinnerten, die sie in unserm Hause genossen hatten.

Einen unvergeßlichen Beweis inniger Ergebenheit und Anhänglichkeit gaben mir meine jungen bernischen Freunde, die hier mit dem Namen der Göttinger bezeichnet werden, bey einem Vorfalle, der seit meinem Hierseyn ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und den ich um desto mehr eile, Ihnen in seiner wahren Beschaffenheit bekannt zu machen, da ich voraus sehen kann, daß er auf die abenteuerlichste Art werde vergrößert und verunstaltet werden. In der zweyten Ausgabe meiner Briefe über die Schweiz hatte ich nicht bloß die Nachricht wiederhohlt: daß das bernische Regiment in französischen Diensten den Ruf habe, das verdorbenste unter allen Schweizerregimentern zu seyn, sondern ich hatte auch noch in einer Note hinzu gesetzt: daß die Offiziere dieses Regiments an mich hätten schreiben lassen, um mich in Rücksicht der Sitten ihres Corps eines Bessern zu belehren, daß ich aber nach den sorgfältigsten Erkundigungen meine erste

Nachricht nicht anders als bestätigen könne *). Die Bekräftigung dieses ungünstigen Gerüchts und Urtheils hatte die Offiziere des bernischen Regiments, die man hier kurzweg die Französischen zu nennen pflegt, äußerst aufgebracht, und in denen, die sich jetzt in Bern aufhalten, den Gedanken erregt: daß man mich, wenn ich nach Bern komme, bewegen möge, ihnen Genugthuung zu geben, indem ohne eine solche Genugthuung mein Aufenthalt in Bern der kränkendste Triumph über sie und ihr Regiment seyn, und Auswärtige in dem Wahne bestärken würde, daß mein Urtheil wahr seyn müsse, weil niemand sich dagegen geregt habe.

Von allen diesen Bewegungen, welche eine in Deutschland kaum bemerkte Stelle meiner Briefe veranlaßte, wußte und ahndete ich nicht einmahl bey meiner Ankunft das geringste. Auch vernahm ich am ersten Tage meiner Ankunft nichts davon, weil ich diesen ganz in dem Genusse des frohen Wiedersehens meiner Frau und meiner vertrautesten Freunde zubrachte. Da ich aber am folgenden Morgen Besuche machte, erzählte mir einer meiner Bekannten, daß die

*) 2. Th. 104. S.

französischen Offiziere sich an den Herrn Schuldheissen von Sinner und an ihren Chef, den Herrn General von Ernst, gewandt hätten, damit diese mich bereden oder nöthigen möchten, mein Urtheil über ihr Regiment zu widerrufen. Wenn diese Herren das Gesuch nicht kräftig unterstützen würden, so sollten, hieß es, die Offiziere erklärt haben, daß sie gezwungen seyn würden, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Ich erwiederte auf diese Erzählung: daß, so groß meine Hochachtung gegen den Herrn von Sinner so wohl als gegen den Herrn von Ernst sey, und so ehrenvoll mir die Erlaubniß seyn würde, solchen verdienstvollen Männern aufwarten zu dürfen, ich doch niemahls zu diesen Herren gehen würde, um vor ihnen als vor meinen Richtern und Obern Rechenschaft von meinem Thun und Lassen zu geben. Wenn jemand in Bern Ursache zu haben glaube, sich über mich zu beschweren, so wisse ein jeder das Forum, wo man mich belangen könne. Drohungen und Gewalt seyen, so wie überhaupt, sehr unzureichende Mittel, sich eine wahre Genugthuung zu verschaffen, also auch bey mir vermöge meiner ganzen Denkungsart sehr übel angebracht; denn ich würde eher alles wagen und alles geschehen als durch Dro-

hungen mich bewegen lassen, etwas zu widerrufen, was ich für wahr, oder etwas zu sagen, was ich für falsch zu halten Ursache hätte.

Ich war kaum von meinen Besuchen nach Hause gekommen, als mein verehrungswürdiger und allgemein verehrter Freund, Herr Pfarrer Rengger, in mein Zimmer trat, und mir voll theilnehmender Bekümmerniß das Meiste von dem bestätigte, was man mir kurz vorher erzählt hatte. Die französischen Offiziere, sagte er, hätten ihrem General erklärt: daß, wenn ich das über sie gefällte Urtheil nicht zurück nähme, sie den Dienst verlassen oder in die verdrüßlichsten Händel verwickelt werden würden. So bald nähmlich mein Urtheil durch die Übersetzung meiner Briefe in Frankreich bekannt würde, so würde das Regiment nicht nur den Kredit verlieren, den es bisher gehabt und behauptet habe, sondern man würde auch den Offizieren allenthalben Vorwürfe machen, und diese würden daher gezwungen seyn, sich in allen Besatzungen herum zu schlagen. Über dieß fürchte der Herr General mit Recht, daß, wenn der üble Ruf des verdorbensten Corps auf seinem Regimente haften bliebe, und noch immer mehr verbreitet würde, alsdann die ersten Familien in Bern Bedenken tragen würden, ihre Söhne in ein

solches verrufenes Regiment zu geben, welches ihm nothwendig sehr unangenehm und dem Corps äußerst nachtheilig seyn müßte. Endlich seyen durch die Schritte der französischen Offiziere solche Gährungen zwischen diesen und meinen zahlreichen Freunden entstanden, daß, wenn diese Gährungen nicht bald auf die eine oder die andere Art gedämpft würden, man in kurzer Zeit Auftritte erwarten müßte, wodurch die vornehmsten Geschlechter vielleicht auf mehrere Menschenalter würden entzweyt werden.

Nach dieser Erzählung meines vortrefflichen Freundes erklärte ich sogleich, wie Sie auch ohne meine Versicherung glauben würden, daß ich bereit sey, alles, was in meinen Kräften sey, zu thun, um die schlimmen Wirkungen der das bernische Regiment betreffenden Stellen aufzuhalten; daß ich bereit sey, alles Unrecht, was ich angethan haben möchte, wieder gut zu machen, und jede falsche Nachricht, die sich meines eifrigen und unparteyischen Forschens nach Wahrheit ungeachtet in meine Briefe eingeschlichen habe, gleich mehrern andern so öffentlich und feyerlich, als man wolle, zu wiederrufen: nur müsse man nicht verlangen, daß ich Personen, die sich mir anvertraut hätten, verrathen, oder wider besser

Wissen und Gewissen reden und mit der Wahrheit zugleich meine Ehre aufopfern solle. Wenn mein Freund Rengger und andere glaubwürdige Männer in Bern mir versicherten, daß das dem bernischen Regimente nachtheilige Gerücht, welches ich bey meinem ersten Aufenthalte in Bern gehört, und das mir nachher von verschiedenen Personen bestätiget worden, falsch sey; so wollte ich ohne Bedenken zum Herrn General von Ernst gehen, meinen freylich unvermeidlichen Irrthum bekennen, und versprechen, daß ich bey der ersten Gelegenheit eben dieses öffentlich thun, und für die Weglassung der unrichtigen Stellen in der französischen Übersetzung sorgen würde, wenn diese mir anders vor dem Drucke mitgetheilt werde. Diese meine Erklärung verursachte meinem Freunde Rengger die lebhafteste Freude, und er hoffte gewiß, daß sie auch dem Herrn General und den Offizieren des bernischen Regiments genugthun werde. Zugleich betheuerte er mir, daß die Nachricht, die mir über die verdorbenen Sitten des bernischen Regiments mitgetheilt worden, falsch sey, welches ich allein daraus schließen könne, daß die vornehmsten Familien ihre Söhne vorzüglich gern bey diesem Regimente anzubringen suchten. Wenn sein

Zeugniß mir nicht entscheidend genug scheine, so solle ich alle meine übrigen Freunde fragen, und ich werde gewiß allenthalben Antworten erhalten, die mit seiner Aussage überein stimmten, welches auch wirklich geschah. Übrigens rathe er mir nicht, sogleich zum Herrn General von Ernst zu gehen. Der Herr General sey wegen seines langen Dienstes in Frankreich der deutschen Sprache weniger mächtig als der französischen, und mir werde es vielleicht nicht angenehm seyn, eine Unterredung, in welcher jedes Wort sorgfältig abgewogen werden müsse, in einer andern als meiner Muttersprache zu führen. Am besten also sey es, meine Gedanken in einem Schreiben an den Herrn von Ernst zusammen zu fassen, welchem Rath ich auch unverzüglich folgte. Herr Pfarrer Rengger und Herr Professor Spittler sahen und billigten beide den Brief, den ich jetzt hersetzen will.

Schreiben

an den Herrn General von Ernst.

Ew. Excellenz werden geneigtest erlauben, daß ich Denenselben wegen einer Sie so

wohl als mich betreffenden Angelegenheit schriftlich aufwarten darf. Ich würde mir diese Freyheit persönlich genommen haben, wenn ich der französischen Sprache so mächtig wäre, daß ich meine Gedanken darin ohne Anstoß vortragen könnte.

Mit vielem Bedauern höre ich hier, daß meine Äußerungen über Ihr Regiment Unzufriedenheit und Wunsch von Genugthuung in mehrern Mitgliedern desselben erregt hat. Allein das Urtheil, welches ich in meinen Briefen über das bernische Regiment gefällt habe, vernahm ich von mehrern Männern, die ich für glaubwürdig zu halten Ursache hatte. Ich wiederhohlte dieß Urtheil öffentlich, weil ein Schriftsteller in Deutschland die Freyheit hat, seine Meinung und Nachrichten über ganze Corps wie über ganze Völker, Regierungen, Stände und Geschlechter ungescheut drucken zu lassen. Die Nahmen der Männer, von denen ich das Urtheil über das bernische Regiment empfing, weiß ich nicht genau mehr, und wenn ich sie wüßte, würde ich sie nie sagen. Eine solche Verrätherey würde nicht nur mich verächtlich machen, sondern auch gefährliche Feindschaften unter Familien und einzelnen Personen nach sich ziehen.

So sehr ich aber bisher Ursache hatte,

mein gefälltes Urtheil für richtig zu halten; so habe ich doch bey meinem zweyten Aufenthalt in Bern von nicht weniger glaubwürdigen und vielleicht unparteyischeren Männern, als meine ersten Gewährsmänner waren, erfahren, das nicht nur das erste Urtheil zu hart sey, sondern daß auch mehrere der respectabelsten Familien in Bern sich bemühen, ihre Söhne vorzüglich in das Regiment zu bringen, das von Ew. Excellenz angeführt wird. Ich werde daher bey der ersten ungezwungenen Gelegenheit in Deutschland meinen Irrthum anerkennen, und zugleich dafür sorgen, daß in der mir angekündigten französischen Übersetzung meiner Briefe die ganze Stelle sammt der Note weggelassen werde.

Wenn ich in der Note sagte, daß die Offiziere des Regiments an mich hätten schreiben lassen, so wollte ich damit weiter nichts andeuten, als daß zur Vertheidigung des Regiments an mich geschrieben worden. Wenn Ew. Excellenz es nothwendig finden, daß auch dieses öffentlich erklärt werde, so werde ich nicht ermangeln, es zu thun.

Wenn diese Erklärungen nicht hinreichend seyn sollten, so bin ich erbötig, eine jede andere zu geben, die mit der Wahrheit und mit meiner Ehre vereinbar ist. Ew. Excellenz können von diesem Briefe einen jeden

Gebrauch machen, welchen sie gut finden. Ich habe die Ehre, u. s. w.

Dieser Brief war nicht viel über eine Stunde abgeliefert, als ich mit Vergnügen erfuhr, daß der Herr General mit dem Inhalte desselben zufrieden sey, und daß die vornehmsten Herren von der Regierung sich gleichfalls sehr gefreut hätten, daß die Sache, welche er betraf, so bald und so glücklich beygelegt worden. Die eigenhändig geschriebene Antwort des Herrn Generals von Ernst war mit einer schmeichelhaften Einladung auf sein Landgut begleitet: eine Ehre, die ich gewiß nicht ungenutzt lassen werde, wenn mir anders Zeit dazu übrig bleibt. Ungeachtet der Brief des Herrn Generals nichts enthält, weßwegen ich denselben nicht allgemein bekannt werden lassen dürfte, so wage ich es doch nicht, ihn ohne ausdrückliche Erlaubniß zum Vorzeigen an meine göttingischen Freunde und Bekannte beyzulegen. Auch ohne weitere Anfrage aber darf ich Ihnen, wie ich glaube, einen treuen Auszug, in welchem nichts Wesentliches weggelassen ist, mittheilen.

Antwort des Herrn General von Ernst im Auszuge.

Ich habe mit Vergnügen aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie die Übereilung mißbilligen, womit Sie das Corps der Offiziere beym bernischen Regimente gerichtet haben. Wenn Sie sich bey Personen erkundigt hätten, die mit den Offizieren des Regiments in genauer Verbindung sind, so würden Sie gefunden haben, daß die Offiziere voll von Gefühlen der Ehre und Rechtschaffenheit sind, und daß, wenn auch einer oder der andere sich wegen seiner Jugendhitze von dem Wege der guten Sitten entfernt, deßwegen die übrigen nicht verdienten, daß Sie von ihnen eine so nachtheilige Beschreibung machten. Allein ich will mich bey diesem Gegenstande nicht länger aufhalten, und entledige mich des Auftrages, Ihnen im Nahmen der Offiziere meines Regiments, die jetzt in Bern sind, zu sagen, daß sie eben so sehr als ich mit dem Versprechen zufrieden sind, die Stelle und Note, welche sie betreffen, bey Ihrer Ankunft in Deutschland zu ändern, und in der französischen Übersetzung alles weg zu lassen.

Gebrauch machen, welchen sie gut finden. Ich habe die Ehre, u. s. w.

Dieser Brief war nicht viel über eine Stunde abgeliefert, als ich mit Vergnügen erfuhr, daß der Herr General mit dem Inhalte desselben zufrieden sey, und daß die vornehmsten Herren von der Regierung sich gleichfalls sehr gefreut hätten, daß die Sache, welche er betraf, so bald und so glücklich beygelegt worden. Die eigenhändig geschriebene Antwort des Herrn Generals von Ernst war mit einer schmeichelhaften Einladung auf sein Landgut begleitet: eine Ehre, die ich gewiß nicht ungenutzt lassen werde, wenn mir anders Zeit dazu übrig bleibt. Ungeachtet der Brief des Herrn Generals nichts enthält, weßwegen ich denselben nicht allgemein bekannt werden lassen dürfte, so wage ich es doch nicht, ihn ohne ausdrückliche Erlaubniß zum Vorzeigen an meine göttingischen Freunde und Bekannte beyzulegen. Auch ohne weitere Anfrage aber darf ich Ihnen, wie ich glaube, einen treuen Auszug, in welchem nichts Wesentliches weggelassen ist, mittheilen.

Antwort
des Herrn General von Ernst
im Auszuge.

Ich habe mit Vergnügen aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie die Übereilung mißbilligen, womit Sie das Corps der Offiziere beym bernischen Regimente gerichtet haben. Wenn Sie sich bey Personen erkundigt hätten, die mit den Offizieren des Regiments in genauer Verbindung sind, so würden Sie gefunden haben, daß die Offiziere voll von Gefühlen der Ehre und Rechtschaffenheit sind, und daß, wenn auch einer oder der andere sich wegen seiner Jugendhitze von dem Wege der guten Sitten entfernt, deßwegen die übrigen nicht verdienten, daß Sie von ihnen eine so nachtheilige Beschreibung machten. Allein ich will mich bey diesem Gegenstande nicht länger aufhalten, und entledige mich des Auftrages, Ihnen im Nahmen der Offiziere meines Regiments, die jetzt in Bern sind, zu sagen, daß sie eben so sehr als ich mit dem Versprechen zufrieden sind, die Stelle und Note, welche sie betreffen, bey Ihrer Ankunft in Deutschland zu ändern, und in der französischen Übersetzung alles weg zu lassen.

Gebrauch machen, welchen sie gut finden. Ich habe die Ehre, u. s. w.

Dieser Brief war nicht viel über eine Stunde abgeliefert, als ich mit Vergnügen erfuhr, daß der Herr General mit dem Inhalte desselben zufrieden sey, und daß die vornehmsten Herren von der Regierung sich gleichfalls sehr gefreut hätten, daß die Sache, welche er betraf, so bald und so glücklich beygelegt worden. Die eigenhändig geschriebene Antwort des Herrn Generals von Ernst war mit einer schmeichelhaften Einladung auf sein Landgut begleitet: eine Ehre, die ich gewiß nicht ungenutzt lassen werde, wenn mir anders Zeit dazu übrig bleibt. Ungeachtet der Brief des Herrn Generals nichts enthält, weßwegen ich denselben nicht allgemein bekannt werden lassen dürfte, so wage ich es doch nicht, ihn ohne ausdrückliche Erlaubniß zum Vorzeigen an meine göttingischen Freunde und Bekannte beyzulegen. Auch ohne weitere Anfrage aber darf ich Ihnen, wie ich glaube, einen treuen Auszug, in welchem nichts Wesentliches weggelassen ist, mittheilen.

Antwort des Herrn General von Ernst im Auszuge.

Ich habe mit Vergnügen aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie die Übereilung mißbilligen, womit Sie das Corps der Offiziere beym bernischen Regimente gerichtet haben. Wenn Sie sich bey Personen erkundigt hätten, die mit den Offizieren des Regiments in genauer Verbindung sind, so würden Sie gefunden haben, daß die Offiziere voll von Gefühlen der Ehre und Rechtschaffenheit sind, und daß, wenn auch einer oder der andere sich wegen seiner Jugendhitze von dem Wege der guten Sitten entfernt, deßwegen die übrigen nicht verdienten, daß Sie von ihnen eine so nachtheilige Beschreibung machten. Allein ich will mich bey diesem Gegenstande nicht länger aufhalten, und entledige mich des Auftrages, Ihnen im Nahmen der Offiziere meines Regiments, die jetzt in Bern sind, zu sagen, daß sie eben so sehr als ich mit dem Versprechen zufrieden sind, die Stelle und Note, welche sie betreffen, bey Ihrer Ankunft in Deutschland zu ändern, und in der französischen Übersetzung alles weg zu lassen.

Gebrauch machen, welchen sie gut finden. Ich habe die Ehre, u. s. w.

Dieser Brief war nicht viel über eine Stunde abgeliefert, als ich mit Vergnügen erfuhr, daß der Herr General mit dem Inhalte desselben zufrieden sey, und daß die vornehmsten Herren von der Regierung sich gleichfalls sehr gefreut hätten, daß die Sache, welche er betraf, so bald und so glücklich beygelegt worden. Die eigenhändig geschriebene Antwort des Herrn Generals von Ernst war mit einer schmeichelhaften Einladung auf sein Landgut begleitet: eine Ehre, die ich gewiß nicht ungenutzt lassen werde, wenn mir anders Zeit dazu übrig bleibt. Ungeachtet der Brief des Herrn Generals nichts enthält, weßwegen ich denselben nicht allgemein bekannt werden lassen dürfte, so wage ich es doch nicht, ihn ohne ausdrückliche Erlaubniß zum Vorzeigen an meine göttingischen Freunde und Bekannte beyzulegen. Auch ohne weitere Anfrage aber darf ich Ihnen, wie ich glaube, einen treuen Auszug, in welchem nichts Wesentliches weggelassen ist, mittheilen.

Antwort des Herrn General von Ernst im Auszuge.

Ich habe mit Vergnügen aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie die Übereilung mißbilligen, womit Sie das Corps der Offiziere beym bernischen Regimente gerichtet haben. Wenn Sie sich bey Personen erkundigt hätten, die mit den Offizieren des Regiments in genauer Verbindung sind, so würden Sie gefunden haben, daß die Offiziere voll von Gefühlen der Ehre und Rechtschaffenheit sind, und daß, wenn auch einer oder der andere sich wegen seiner Jugendhitze von dem Wege der guten Sitten entfernt, deßwegen die übrigen nicht verdienten, daß Sie von ihnen eine so nachtheilige Beschreibung machten. Allein ich will mich bey diesem Gegenstande nicht länger aufhalten, und entledige mich des Auftrages, Ihnen im Nahmen der Offiziere meines Regiments, die jetzt in Bern sind, zu sagen, daß sie eben so sehr als ich mit dem Versprechen zufrieden sind, die Stelle und Note, welche sie betreffen, bey Ihrer Ankunft in Deutschland zu ändern, und in der französischen Übersetzung alles weg zu lassen.

Ich werde daher von ihrem Briefe keinen andern Gebrauch machen, als ihn an das Regiment schicken, damit alle Offiziere die gerechte Genugthuung erfahren mögen, welche Sie ihnen zu geben gewillt sind. Ich habe die Ehre u. s. w.

Weil nicht viel Scharfsinn dazu gehört, um voraus zu sehen, daß viele Personen über meinen Brief urtheilen werden, die ihn nicht gelesen haben, so habe ich dem Herrn Pfarrer Rengger eine Abschrift desselben gegeben, damit er diejenigen zurecht weisen oder beschämen möge, die auf eine mir ungünstige Art von den Bewegungsgründen oder dem Inhalte meines Schreibens reden möchten. Von Ihnen, theuerster Freund, darf ich mit Zuversicht hoffen, daß Sie mein Betragen billigen und finden werden, daß ich auch hier nicht auf eine meines Charakters oder Standes unwürdige Art gehandelt habe. — Ich bin u. s. w.

Siebenter Brief.

Bern am 19. Aug. 1788.

Ich schmeichle mir, mein Bester, daß ich Sie dieß Mahl von Bern aus und über Bern mit nicht weniger interessanten Nachrichten unterhalten werde als im Jahre 1782. Die Freymüthigkeit, womit ich in meinen gedruckten Briefen über Bern geredet habe, hat mir nicht, wie man hätte befürchten sollen, Herzen und Thüren verschlossen, sondern vielmehr haben verschiedene Personen in und außer Bern sich mir unaufgefordert genähert, und haben mir die wichtigsten Nachrichten anvertraut, weil sie bey aller ihrer Vaterlandsliebe überzeugt sind, daß ein Staat, der so gut eingerichtet ist als der bernische, das Licht der Wahrheit nicht scheuen dürfe. Wenn ich nur alles hätte behalten und mehr hätte auszeichnen und abschreiben können! Ich werde während der kurzen Zeit, die wir noch in Bern zuzubringen gedenken, die frühen Morgenstunden dazu anwenden, um Ihnen alles mitzutheilen, was ich gesehen, gehört und gelesen habe, und was

noch nicht aus meinem Gedächnisse verschwunden ist.

Als ich vor sechs Jahren in Bern war, hatte ich lange nicht so viel Gelegenheit, als jetzt, die außerordentliche Freygebigkeit zu bewundern, womit die Natur die Lage dieser Stadt in der Nähe und Ferne ausgeschmückt hat. Fast alles, was die mütterliche Erde Schönes und Nützliches hervor bringt. ist in dem gesegneten Thale enthalten, das auf der einen Seite von der majestätischen Kette der hohen Alpen, und auf der andern Seite von dem mächtigen Arme des Jura eingeschlossen ist — und in dessen Mitte ungefähr sich das glückliche Bern an einem beynahe von der Aar ganz umschlungenen Hügel auf eine solche Art empor hebt, daß man aus der Stadt und den nahe liegenden Landhäusern die unaussprechlich schönen und großen Schauspiele und Werke der Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit überschauen und genießen kann. Diese Reichthümer und Wunder der Natur habe ich von der Platteforme und aus den Zimmern meines Freundes Rengger, vom Walle und von der Enggi, auf den Campagnen der Herrn von Manuel und Freudenreich, von Mutach und von Tillier, von Tscharner und Zeerleder, von Braun und Wyt-

C. Schindelmayer fc.

tenbach in allen Tageszeiten, aus den verschiedensten Gesichtspunkten und bey den mannigfaltigen Beleuchtungen mit immer neuem Entzücken betrachtet. Nie sah ich von Bern aus die ganze Reihe der Schneegebirge vom Titlis bis an die Gemmi bey bedecktem Himmel aber einer reinen und trocknen Luft so deutlich als auf einer Terrasse nahe an dem Landhause des Herrn von Manuel, mit welcher in Ansehung der Aussichten, die sie gewährt, nur wenige Standpunkte um Bern verglichen werden können. Hier entdeckte ich zum ersten Mahle drey beschneyte Spitzen links vom Wetterhorn weg, unter welchen die entferneste wahrscheinlich die Nolle oder das weiße Haupt des Titlis ist. Nicht weniger neu war mir das seltene und überirdisch milde bläuliche Licht, womit an dem Abende, den wir auf den Campagnen der Herren von Tillier und Wyttenbach zubrachten, die Schneeberge nach der prächtigsten Vergoldung umflossen waren, und das durch unmerkliche Verwandlungen immer matter und blasser wurde, bis es sich zuletzt in einen weißen Schimmer auflöste. In den Landhäusern und Gärten der Berner sind Bequemlichkeit und Reinlichkeit ohne Pracht und mühseligen Putz, haushälterische Sparsamkeit und ge=

schmackvolle Benutzung vortheilhafter Gesichtspunkte in einem erfreulichen Bunde vereinigt, und die Herren von Bern haben nicht nöthig, die größten Könige und die reichsten Fürsten um ihren Pomp und alle ihre Kostbarkeiten zu beneiden, wenn sie in ihre friedlichen und bescheidenen Landhäuser einen gebildeten Geist, Begierde nach nützlichen Kenntnissen, Bewußtseyn wahrer um das Vaterland erworbener Verdienste und ein genügsames und genußfähiges Gemüth mitbringen, das sich alles des Guten erfreuen kann, was die Vorsehung ihnen geschenkt und die Tugend der Vorfahren erworben haben. Wenn die vornehmen Berner auch gar keine vorzügliche Kenntnisse zu besitzen brauchten, um alle die Würden, welche ihre Republik zu vergeben hat, zu erlangen; so sollten sie sich dergleichen bloß aus dem Grunde zu erwerben suchen, um die glückliche Muße, die sie während der schönen Jahrszeit auf ihren Landgütern und Landhäusern genießen, mit desto reinern und menschlichern Freuden ausfüllen zu können.

Eben deßwegen, weil Bern in den letzten Jahren an nützlicher Thätigkeit, an wahrer Aufklärung und guten Sitten gewonnen hat, eben deßwegen sind viele alte Mißbräuche abgeschafft oder gemildert, und viele neue

treffliche Anstalten und Einrichtungen gemacht worden. Hierher gehören vorzüglich das politische Institut, das neue Werkhaus und Zuchthaus und das neue Waisenhaus, und in einigen Jahren wird man dahin auch ein neues, der mächtigen und reichen Republik würdiges Rathhaus oder Versammlungshaus des großen und kleinen Raths, so wie der übrigen hohen Collegien rechnen können. Das bisherige Rathhaus hat durch den letzten Brand so sehr gelitten, daß es nicht der Mühe werth ist, dieß alte Gebäude, an dem niedrigen und gefährlichen Platze, wo es steht, wieder herzustellen. Das Archiv des Standes und ein großer Theil des Schatzes waren in Gefahr, von den Flammen verzehrt zu werden, weil man wegen der Häuser, die unmittelbar an das Rathhaus hinan gebaut sind, und wegen der breiten und reissenden Aar, die dicht hinter demselben wegfließt, nicht an den Ort gelangen konnte, wo das Feuer am wüthendsten war. Wenn man den Schaden sieht, den der Brand verursacht hat, und den er sehr leicht hätte hervor bringen können; so erstaunt man nicht so wohl darüber, daß man vormahls, wo man nur noch wenige Schätze zu verwahren hatte, die Niederlage der öffentlichen Gelder und Urkunden an einen solchen

rettungslosen und mit Privathäusern nahe umgebenen Ort hingebaut, sondern daß man das Versehen der Vorfahren und die in die Augen fallende Gefahr, welcher alle öffentlichen Schätze ausgesetzt waren, nicht früher wahrgenommen hat. Die Versammlungssäle des großen und kleinen Raths und mehrerer hohen Collegien sind in dem letzten Brande verschont geblieben. In diesen findet man weder Größe noch Pracht, deren sie, besonders der erstern wegen ihrer Niedrigkeit nicht fähig waren; allein sie sind ohne Ausnahme heiter und sauber, und für die Bequemlichkeit und Gesundheit der anwesenden Häupter des Staats auf das vortheilhafteste eingerichtet. Gewiß wird man in den neuen Versammlungssälen des großen Raths und der deutschen Appellationskammer die einfachen und treffenden Sprüche nicht vergessen, die bisher den Regenten und Richtern des Volks mit goldenen Buchstaben gemahlt stets vor Augen schwebten: Juste judicate filii hominum und audiatur et altera pars. Man versichert, daß diese Denksprüche schon manchmahl den Berathschlagungen und Entscheidungen der Väter des Volks eine bessere Richtung gegeben haben, wenn sie in Augenblicken, wo man sie zu vergessen in Gefahr war, in Erinne-

rung gebracht, und den Gegenwärtigen mit Nachdruck ans Herz gelegt wurden. Man untersucht schon eine Zeit lang die Plane des neuen Rathhauses, die von geschickten Künstlern entworfen worden; allein man ist noch nicht einig, wo und nach welchem Maßstabe man dieß öffentliche Monument aufführen lassen will. Einige Glieder der Regierung sind der Meinung, daß man an das neue Rathhaus nicht mehr als 4 bis 500000 Pfunde wenden müsse; andere hingegen glauben, daß eine reiche Republik keine Ursache habe, den Aufwand zu bereuen, wenn ein solches für Jahrhunderte zu errichtendes Denkmahl auch eine oder anderthalb Millionen kosten sollte.

Zu den merkwürdigsten Einrichtungen, die seit meiner letzten Anwesenheit in Bern gemacht werden, gehört das politische Institut oder die neue Erziehungsanstalt für die patricische Jugend. Dieß politische Institut ist zwar jetzt noch sehr unvollkommen, erfüllt aber doch wenigstens einen Theil der geistigen Bedürfnisse, die bisher fast ganz unbefriedigt blieben. Auf der bisherigen so genannten Akademie, die gleich nach der Reformation gestiftet, und im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderte immer mehr und mehr erweitert wurde, hielt man meistens

solche Vorlesungen, die nur jungen Geistlichen interessant und brauchbar waren, oder wenn man auch andere Wissenschaften vortrug, die Nicht-Geistlichen nützlich hätten werden können, so wurden diese doch von der edeln bernischen Jugend wenig oder gar nicht besucht. Eine traurige Folge dieses fast gänzlichen Mangels zweckmäßiger öffentlicher Lehranstalten für die künftigen Regenten und Richter des Volks war diese, daß die Söhne der patricischen Geschlechter in ihren väterlichen Häusern von jungen Geistlichen unterrichtet wurden, die bisweilen ihren eigenen Studien noch oblagen, oder diese Studien kaum geendigt hatten. Wenn diese Lehrer der jungen Patricier auch alle die Kenntnisse und Gaben besaßen, die zur Geistesbildung ihrer Zöglinge nothwendig waren; so konnten sie sich doch nur kaum bey ihren Schülern bis in das vierzehnte Jahr derselben in dem gehörigen Ansehen erhalten. Mit dem vierzehnten Jahre entwuchsen die bernischen Jünglinge nicht nur dem Unterrichte ihrer bisherigen Lehrer, sondern auch beynahe aller väterlichen Gewalt, und blieben ohne genaue Aufsicht, ohne bestimmte Arbeiten und ohne die Fähigkeit, sich selbst nützlich beschäftigen zu können, ihrer unerfahrnen Jugend und der Gesellschaft und den Bey-

spielen der übrigen Jünglinge von gleichem Alter überlassen. Manche Väter entledigten sich der ihnen zu schweren Erziehung dadurch, daß sie ihre Söhne in die fremden Regimenter schickten, wo aber junge Leute, die gleichsam auf der Grenzscheide des Knaben- und Jünglingsalters waren, für Herz und Sitten mehr zu fürchten hatten, und für den Geist weniger gewinnen konnten als in der Vaterstadt. Andere Väter brachten ihre Söhne früh bey einem oder dem andern Büreau an, um sie wenigstens durch frühe Übung zu den öffentlichen Geschäften, welche sie dereinst verwalten sollten, geschickt zu machen; allein die leichten und mechanischen Arbeiten, die solchen neuen und wenig unterrichteten Jünglingen anvertraut werden, konnten nur wenig zur wahren Bildung ihres Geistes beytragen, und über dieß wurden die Büreaux durch die einander zuvoreilenden Väter mit so vielen ungeübten Mitgliedern überladen, daß der Staat sich genöthigt sah, den Eintritt in die Büreaux einem jeden, der noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht habe, gänzlich zu untersagen. Nur die kleinste Zahl von Vätern war reich genug, oder hatte Entschlossenheit genug, um ihre Söhne auf ausländische Universitäten zu schicken; und auf diesen fürchtete man, daß die jun-

gen Berner Geringschätzung oder Gleichgültigkeit gegen die vaterländische Verfassung schöpfen, und wenn sie ihre Zeit recht nützten, daß sie alsdann durch ihre vorzüglicheren Talente und Kenntnisse dereinst ein gefährliches Übergewicht über ihre weniger glücklichen Zeitgenossen erhalten möchten.

Der fast gänzliche Mangel von Lehranstalten für die vornehmere Jugend fiel der Regierung in Bern schon lange auf. Man erkannte oder beherzigte aber die unvermeidlichen Wirkungen dieses Mangels nicht genug, um kräftige Maßregeln dagegen zu nehmen. Man erbaute für verlassene Waisen, für Arme und Kranke, selbst für Züchtlinge die weitläuftigsten und zum Theile prächtigsten Gebäude, und sorgte für den Unterhalt und die Pflege der einen, und für den Unterricht und die Besserung der andern mit väterlicher Güte; allein die edlere Jugend, die dereinst den Staat regieren, Recht und Gerechtigkeit handhaben, und die Mitbürger gegen den Feind anführen sollte, ließ man in den verderblichsten Müßiggang und alle Unordnungen des Müßiggangs versinken, gleich als wenn den jungen bernischen Patriciern mit dem Rechte zu den ersten Würden auch zugleich die zu ihrer Verwaltung nöthigen Fertigkeiten und Kenntnisse ange-

boren würden. Erst im Jahre 1786 setzte die Regierung eine besondere Commission zur Untersuchung der verschiedenen Plane nieder, die über die Einrichtung der für die politische Jugend zu stiftenden Anstalten entweder schon bekannt gemacht waren, oder noch würden überreicht werden. Die Mitglieder dieser Schulcommission waren, wie die Urheber der neuen Erziehungsplane, darin mit einander einig, daß man für die Bildung der edleren Jugend sorgen müsse, und daß es am besten sey, wenn die neuen Anstalten für die politische Jugend mit der bisherigen Akademie verbunden würden; allein die Verfasser der neuen Entwürfe und mit ihnen das ganze bernische Publikum theilten sich in zwey entgegengesetzte oder doch weit von einander abweichende Parteyen, so bald es auf die Zeichnung des Umrisses der neuen Anstalten und auf die Angabe der Wissenschaften ankam, die der politischen Jugend vorgetragen werden sollten.

Die Herren Professoren Tscharner, Ith, und Wilhelmi erklärten in ihrem Entwurfe einer Erziehungsanstalt für die politische Jugend in Bern, den sie im Jahre 1786 drucken ließen, daß sie die Vereinigung des politischen Instituts mit der Akademie, so sehr sie dieselbige auch gewünscht,

dennoch unmöglich gefunden hätten. Ihre Absicht sey ferner gar nicht, der Regierung einen auf dem Papiere vollkommnen, aber in der Ausführung unmöglichen Plan vorzulegen, sondern kürzlich die Zahl und die Ordnung von Kenntnissen anzugeben, wodurch die gefährlichste und bisher am wenigsten benutzte Zeit der bernischen Jugend, der Zeitraum vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre, zweckmäßig ausgefüllt werden könne, ohne die unwissende und träge Jugend auf ein Mahl mit zu vielen Arbeiten zu überhäufen. Solche den künftigen Mitgliedern der Regierung nicht weniger als den praktischen Rechtsgelehrten und selbst Offizieren nützliche oder unentbehrliche Kenntnisse seyen ihrem Ermessen nach die deutsche und lateinische Sprache, die allgemeine und vaterländische Geschichte, die Philosophie, Physik, und Mathematik, endlich die Rechtsgelahrtheit, unter welcher man Naturrecht, allgemeines und helvetisches Staatsrecht, römisches und vaterländisches Privatrecht zusammen fassen müsse. Wenn man den damahligen Professor Müller, wie man wirklich die Absicht hatte, auf Kosten einiger Familien und einiger so genannten Familienkisten nach Bern berufe, so sey nur ein einziger neuer Lehrer für den Unterricht in der

deutschen und lateinischen Sprache nöthig. Die übrigen Wissenschaften könnten alle von den schon vorhandenen Herren Professoren, Ith, Wilhelmi, Tralles und den beiden Lehrern der Rechte vorgetragen werden. Da der größte Theil der angesehenern Familien mit ihren Kindern während der schönen Jahrszeit auf dem Lande sey, so müsse jeder Cursus in sechs Monathen, vom Anfange Novembers bis in den Anfang Mays, geendigt werden. Zur Erweckung und Unterhaltung des Fleißes würde es sehr nützlich seyn, wenn jährlich vierzehn Tage vor Ostern öffentliche Prüfungen in Gegenwart einiger Mitglieder des kleinen und des großen Raths gehalten würden. Außer der Besoldung des Lehrers der lateinischen und deutschen Sprache, die etwa in vier hundert Kronen bestehen könne, brauche die Regierung den übrigen Lehrern keine Besoldungsvermehrungen zu geben, sondern nur zu verordnen, daß die Ältern der Schüler den Fleiß der Lehrer durch anständige Honorarien belohnten, die aber während des vierjährigen Unterrichts nicht über 15 neue Louisd'or betragen sollten.

Von den jetzt erzählten Grundsätzen und Vorschlägen wichen sehr viele Männer von großem Ansehen, von allgemein anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen und von

dem bewährtesten Patriotismus und Verdiensten gänzlich ab. Einer dieser Patrioten ist der Herr von Bonstetten, jetziger Landvogt von Nyon, den Sie schon aus der schönen Schilderung eines schweizerischen Hirtenvolks und andern lesenswerthen Aufsätzen kennen. Dieser gab im Jahre 1786 zu Zürch zwey Abhandlungen über die Erziehung der patricischen Familien in Bern heraus, worin besonders die Gebrechen der bisherigen Akademie und die Mittel, denselben abzuhelfen, mit vielem Scharfsinne untersucht werden. Herr von Bonstetten und andere Patrioten waren zuerst der Meinung, daß alle unvollständigen oder unzureichenden Erziehungsanstalten mehr schädlich als nützlich seyen, wenn dadurch nicht der Hauptzweck erreicht werde, die Väter der Nothwendigkeit zu überheben, ihre Söhne auf auswärtige hohe Schulen zu schicken. Eben diese Männer, welche wünschten, daß die neuen Erziehungsanstalten gleich bey dem ersten Gusse oder Wurfe die nöthige Vollkommenheit erreichen möchten, eben diese hielten die Verbindung dieses Unterrichts der politischen und ecclesiasischen Jugend, oder die Versammlung von beiden in gemeinschaftlichen Hörsälen zum gemeinschaftlichen Unterrichte, wegen gewisser herrschenden Vor-

urtheile zwar für schwer, aber nicht für unmöglich, indem man hoffen dürfe, daß die edlere bernische Jugend eben das wieder thun werde, was sie bis an den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts gethan habe, und was auf allen deutschen hohen Schulen die Söhne aus den ersten, selbst fürstlichen Geschlechtern noch immer zu thun kein Bedenken finden. Wenn die politische und geistliche Jugend mehrere Jahre lang dieselbigen Vorlesungen besuchte, so würde dadurch die heilsame, und von der weisen Regierung in Bern so oft gewünschte Wiedervereinigung oder Annäherung der verschiedenen, nur zu sehr getrennten Stände mehr als durch irgend ein anderes Mittel befördert werden.

Ein anderer unschätzbarer Vortheil der Vereinigung der neuen politischen Lehranstalt und der bisherigen Akademie, oder der Erweiterung der bisherigen Akademie zu einer gemeinschaftlichen Lehranstalt für die politische so wohl als geistliche Jugend würde unfehlbar die Umschaffung und Verbesserung der bisherigen Akademie seyn, die eben so nothwendig, und eben so oft und vergebens gewünscht worden sey als die Errichtung von Lehranstalten für die politische Jugend. Es könne nichts Widersinnigeres erdacht werden, als daß man die Polemik noch immer

von einem besondern Lehrer vortragen lasse, daß dogmatische und Experimentalphysik getrennt, und hingegen die hebräische Sprache mit der Katechetik, die griechische Sprache mit der philosophischen Moral, und die lateinische Sprache mit der Geographie und Universalgeschichte verbunden sey, oder von demselbigen Lehrer vorgetragen werde. Wenn man also den Lehrstuhl der Polemik aufhebe, und die griechische Sprache mit der lateinischen, so wie die hebräische mit der Theologie verbinde; so gewinne man zwey erledigte Katheder, die man mit Lehrern der Historie, Naturgeschichte, Botanik und Mineralogie besetzen könne, welche Wissenschaften dem künftigen Geistlichen eben so nützlich als dem Staatsmanne, und wenigstens viel wichtiger als die Streittheologie seyen. Auf diese Art könne man die bisherige Akademie nicht nur der geistlichen Jugend brauchbarer machen, sondern man könne auch ihre Fonds selbst dazu nutzen, um die Kosten ihrer Erweiterung zu einer Lehranstalt für die politische Jugend zu vermindern.

Es läßt sich voraus sehen, daß die Männer, welche die bisherige Akademie zu einer gemeinschaftlichen und vollständigen Lehranstalt für die ganze bernische Jugend erhoben

wünschten, einen ausgedehntern Plan von Lehrstunden oder Wissenschaften für die politische Jugend entwarfen als die Herren **Tscharner, Ith** und **Wilhelmi**. Die erstern glaubten, daß wenn auch nicht das Studium der ganzen alten Litteratur, wenigstens die lateinische, deutsche und französische Sprache, alle Theile der Weltweisheit und Mathematik, ferner Physik, Naturgeschichte, Politik, Statistik, Techneologie, Ökonomie und Cameralwissenschaften, die politische Geschichte, vorzüglich die Geschichte der Schweiz und des Kantons Bern, endlich das ganze vaterländische Recht, als nothwendige oder höchst nützliche Wissenschaften gelehrt werden müßten.

Wenn man nun die beiden jetzt vorgelegten Entwürfe mit einander vergleicht, und dabey voraus setzt, daß der letztere nicht ganz unausführbar war; so sollte man denken, daß die Regierung in Bern kaum habe zweifeln können, welcher von beiden der nützlichste sey. Nichts desto weniger erklärte sich die Obrigkeit für den erstern Plan, und beschloß, daß nach demselben auf vier Probejahre ein politisches, von der Akademie abgesondertes Institut für die patricische Jugend gestiftet werden solle. Dieß Institut wurde am 13. Nov. 1787 wirklich eröffnet, und die Einrichtung

desselben, die von dem ersten Entwurfe nur in einigen Stücken abweicht, in einer besondern kleinen Schrift bekannt gemacht.

Man hat die Kenntnisse, die in diesem politischen Institute vorgetragen werden sollen, nach der Verschiedenheit des Alters und den vorher gemachten Fortgängen der Zöglinge in zwey Klassen: in vorbereitende und eigentliche politische Wissenschaften abgetheilt. Die ersteren begreifen die Religion, die Sprachkunde, die Universalgeschichte und Statistik, die theoretische und Moralphilosophie; und alle diese Kenntnisse werden in zwey Jahren oder in eben so vielen Winter-Halbenjahren, wöchentlich in 16 Stunden vorgetragen. Zu den andern rechnet man die vaterländische Geschichte, das allgemeine bürgerliche Recht, die Politik, die Polizey- und Cameralwissenschaft, nebst einer praktischen Anleitung zur Kunst des gerichtlichen Vortrags; und auch diese Wissenschaften werden in eben so vielen Semestern, und zwar wöchentlich in eilf Stunden gelehrt. Zu den Vorlesungen über Physik und Mathematik sind die Zöglinge des Instituts wenigstens vors erste nicht verbunden worden.

Die augenscheinlichen Gebrechen dieser Lehranstalt, besonders ihre Unvollständigkeit, oder ihr Unzureichendes, die Kürze des Un-

terrichts, die Länge der Ferien, der Mangel von Zucht so wohl als von Aufmunterungen und Belohnungen, leuchten den unparteyischen Freunden des Instituts nicht weniger als Ihnen und mir ein; allein indem man diese Gebrechen eingesteht, bemerkt man zu gleicher Zeit, daß sie nach der ganzen Lage der Sachen unvermeidlich waren; daß man in Bern langsam gehen müsse, wenn man zum Ziele kommen wolle; daß das Institut nur ein bloßer Versuch und eine Stufe zu etwas Besserem sey, und daß es seiner Unvollkommenheiten ungeachtet sehr viel Gutes gestiftet, und eine außerordentliche Lernbegierde in der bernischen Jugend hervor gebracht habe.

Je mehr ich den Schwierigkeiten nachdenke, welche das politische Institut und eine bessere Einrichtung desselben gefunden hat, desto mehr überzeuge ich mich, daß Bern noch nicht reif genug für eine Lehranstalt sey, in welcher alle Personen, weß Standes sie immer seyn mögen, die zur gewissenhaften Führung ihrer künftigen Ämter und Geschäfte unentbehrlichen Kenntnisse und Übung im Arbeiten erlangen könnten. So lange in Bern die Nachtheile von Unwissenheit und Unfähigkeit nicht tiefer gefühlt, und die Vortheile einer zweckmäßigen Geistesbildung nicht all-

gemeiner anerkannt, so lange die Fähigen und Fleißigen nicht ermuntert und belohnt, die Trägen und Unfähigen nicht zurück gesetzt, und Geburt oder Verbindungen und Empfehlungen allein ohne Kenntnisse und Anlagen als hinreichend angesehen werden, um in die Regierung und zu den einträglichsten Ämtern zu gelangen; so lange werden Lehranstalten, die den Bedürfnissen des Staats nur einiger Maßen Genüge leisteten, entweder nicht errichtet, oder nicht, wie sie sollten, genutzt werden. Wer sollte ès glauben, daß es Ältern in Bern gegeben habe, die gegen das jetzige Institut, allein oder vorzüglich aus dem Grunde eingenommen waren, und vielleicht noch sind, weil sie fürchteten, daß die 11 oder 16 Stunden, welche ihre Söhne in der einen Hälfte des Jahrs besuchen sollten, der Gesundheit ihrer zarten Lieblinge schaden möchten *)?

Die Einrichtung des neuen Waisenhauses in Bern, in welchem jetzt vierzig Knaben unterhalten werden, weicht, so viel ich urtheilen kann, von unsern deutschen noch viel

---

*) Eine weitläuftigere Nachricht und Beurtheilung des politischen Instituts in Bern findet man in dem göttingischen historischen Magazin im vierten Bande 446. u. f. S.

mehr ab als das zürchische und als selbst das Schaffhauser von den unsrigen abweichen wird. Die Nahrung, Wohnung und Kleidung der Knaben sind so gut oder besser als Kinder von wohlhabenden Bürgern sie in ihren väterlichen Häusern finden. Mittags erhalten die Zöglinge des bernischen Waisenhauses Suppe, Gemüse, Fleisch und Wein, Abends Suppe und Gemüse ohne Fleisch und Wein. Beide Mahle essen sie in Gesellschaft ihrer drey Lehrer und des Ökonomus. Der Nahrung und Pflege ist der Unterricht vollkommen entsprechend; denn die Knaben des Waisenhauses werden auf eben die Art und in eben den Kenntnissen wie die Zöglinge in den übrigen bernischen Schulen unterwiesen. Dieß wäre allenfalls zweckmäßig, wenn der größte Theil derselben sich den Wissenschaften widmete; allein da doch nur die kleinere Hälfte sich der Theologie und dem geistlichen Stande zu bestimmen pflegt, und die wenigsten in die Regierung gelangen, so kann man mit Recht sagen, daß die Waisenkinder in Bern für ihren künftigen Stand zu gut oder, wenn man lieber will, zu mühselig gebildet, so wie zu sorgfältig genährt und gepflegt werden. Wie vorzüglich Unterricht und Pflege im bernischen Waisenhause seyn müssen, läßt sich daraus abnehmen, daß mehrere angesehene

Familien ihre Kinder in das Waisenhaus in die Kost geben. Außer dem Waisenhause gibt es eine ähnliche Anstalt für verwaiste Mädchen, deren sechzehn nach ähnlichen Grundsätzen umsonst erzogen werden. Über dieß letztere Institut kann ich Ihnen weiter nichts schreiben, da ich keine Zeit gehabt habe, es durch eigene Beobachtung kennen zu lernen.

Viel wohlthätiger, wenn gleich weniger prächtig als das Waisenhaus, sind das Arbeits= und Zuchthaus, oder das so genannte Schellenwerkerhaus. Das erstere ist für diejenigen erbaut, die kleinere, nicht entehrende Vergehungen begangen haben. In das andere hingegen kommen ganz allein gröbere Sünder, deren Gesellschaft die Arbeitshäusler eben so sehr verderben als beschimpfen würde. Beide Häuser verdienen als Muster nachgeahmt zu werden, und besonders kann man die Einrichtung des Zuchthauses nicht genauer kennen lernen, ohne den glücklichen Einfluß der Aufklärung auch auf diese Art von öffentlichen Anstalten zu segnen. Sie, mein Freund, werden gewiß eine kurze Nachricht von der jetzigen Einrichtung des bernischen Zuchthauses mit dem lebhaftesten theilnehmenden Vergnügen lesen.

Noch vor wenigen Jahren herrschten in dem bernischen Zuchthause eben die Mißbräuche,

die vormahls in solchen Häusern allgemein im Schwange waren und großen Theils noch sind. Zwar baute man im Jahre 1768 ein Arbeitshaus, um die geringern Verbrecher von den gröbern abzusondern; allein dieser Zweck wurde aus Mangel von gehöriger Aufsicht fast ganz vereitelt. Gröbere und weniger sträfliche Sünder wurden, nach wie vor, zusammen gesperrt und in Ansehung der Wohnung, Kleidung und Nahrung gleich gehalten. Der Aufseher waren zu wenige, und diese wurden zu schlecht bezahlt. Eine Folge davon war, daß sich zu den Aufseherstellen gewöhnlich nur schlechte Leute meldeten, und daß diese sich unerlaubte Vortheile zu verschaffen suchten. Die Zuchthäusler arbeiteten gewöhnlich täglich nur sieben Stunden; die übrige Zeit arbeiteten die fleißigen für ihre eigene Rechnung, welches die Zuchtmeister gern zugaben und sogar begünstigten, weil sie so wohl bey dem Verkaufe der Arbeiten, als bey dem Einkaufe von Lebensmitteln oder andern Nothwendigkeiten die Unterhändler waren. Der Abgaben ungeachtet, welche sich die arbeitenden Züchtlinge gefallen lassen mußten, geschah es häufig, daß fleißige Arbeiter, wenn sie aus dem Zuchthause entlassen wurden, funfzig bis hundert Thaler erspart hatten. Die zu kleine Zahl, die Nachlässig-

keit und Ungewissenhaftigkeit der Aufseher waren ferner Ursache, daß weder beide Geschlechter gehörig von einander, noch die Zöglinge überhaupt von der übrigen Gesellschaft so abgesondert wurden, als sie hätten abgesondert werden sollen. Man konnte den Züchtlingen zuschleppen, und die Züchtlinge konnten das Zugeschleppte verzehren, wie sie wollten, wenn man sich nur vorher mit den Aufsehern abgefunden hatte. Wohnung, Kleidung und Betten der Züchtlinge waren äußerst unreinlich und ungesund, und nichts desto weniger kostete jeder Gefangene bloß an Kleidung und Nahrung in ältern Zeiten jährlich über 41 Kronen oder Thaler, weil die Aufseher mit dem, was ihnen zur Nahrung und Kleidung der Gefangenen anvertraut wurde, eben so wenig redlich umgingen, als sie ihre übrigen Pflichten erfüllten. Bey solchen Mißbräuchen wurde nur eine Nebenabsicht der Strafe von Züchtlingen erreicht: die Unfähigkeit der Gefangenen nähmlich, ihren ehemahligen Mitbürgern zu schaden. Übrigens wurden die Züchtlinge durch die schlechte Gesellschaft, in welcher sie waren, und wenn sie keine Lust zu eigenen Arbeiten hatten, durch die Gewohnheit zu faullenzen, viel mehr verdorben, als sie vorher gewesen waren. Für die Fleißigen war der Aufenthalt im Zucht-

hause eher eine vortheilhafte Pension als eine Strafe, und nur diejenigen, die das Unglück hatten, den Zuchtmeistern zu mißfallen, waren der Willkür und Brutalität dieser eben so harten als eigennützigen Menschen ausgesetzt. An die Besserung von Gefangenen durch die Erlernung und Übung nützlicher Arbeiten und durch einen vernünftigen Unterricht wurde gar nicht gedacht.

Ungefähr vor vier oder fünf Jahren erhielt das bernische Zuchthaus vorzüglich durch die erleuchtete und patriotische Thätigkeit des Herrn Rathsherrn von Manuel eine ganz andere Einrichtung, bey welcher außer einer zweckmäßigen Strafe zugleich eine solche Besserung der Gefangenen bewirkt wird, als man bisher kaum für möglich hielt, daß in Zuchthäusern erreicht werden könne.

Zuerst vermehrte man die Zahl der Aufseher und erhöhete ihren Gehalt, untersagte ihnen aber zugleich bey unvermeidlicher Strafe von Absetzung allen Kauf und Verkauf in ihrem so wohl als in der Gefangenen Nahmen, alles Verschenken und heimliches Zustecken, und allen Gebrauch der Gefangenen zu ihrem eigenen Nutzen. Man wies dem Verwalter und Buchhalter, dem ersten und dem Unterzuchtmeister, ihren Weibern und Mädchen, der Köchinn, der Hausmagd

und dem Hausknechte, wie dem deutschen Pfarrer, dem deutschen und französischen Schulmeister, und endlich dem Webermeister, einem jeden genau seine Geschäfte an. Der Weber- und Spinnmeister muß nicht bloß die ankommenden und unwissenden Züchtlinge im Spinnen oder Spuhlen oder Weben und andern hierher gehörigen Arbeiten unterrichten, sondern er muß auch den Züchtlingen die zu verarbeitenden Materialien austheilen und Achtung geben, daß ein jeder seine Arbeit gut verrichte. Während der Arbeitsstunden der Züchtlinge also darf sich der Webermeister nicht entfernen oder für sich selbst arbeiten. Einige Schläge mit dem so genannten Rinderzähm ausgenommen, dürfen weder Ober- noch Unterzuchtmeister die Züchtlinge ohne Vorwissen der Directoren abstrafen. Alle Aufseher sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß beide Geschlechter stets von einander abgesondert bleiben. Betteln, Trinken und Stehenbleiben auf der Gasse sind gleich strenge untersagt.

Die Tage und Stunden der Arbeit und Ruhe, und die Arbeiten selbst sind und werden mit eben so vieler Weisheit als Menschlichkeit ausgetheilt. Die Sonntage und hohen Festtage ausgenommen, sind alle übrigen Tage des Jahrs zu Arbeitstagen bestimmt.

Vom ersten Aprill bis zum ersten Oktober werden die Gefangenen Morgens um 4 Uhr, und vom ersten Oktober bis zum ersten Aprill um 5 Uhr aufgeweckt. Wenn sie sich angekleidet und in der Arbeitsstube in Gegenwart des Zuchtmeisters gewaschen und ein Morgengebet angehört haben, so gehen sie bis 7 Uhr an ihre Arbeit. Von 7 bis 8 Uhr ist Ruhestunde und wird das Frühstück genossen. Von 8 bis 11 Uhr wird wieder gearbeitet, und dann von 11 bis 12 Uhr den deutschen Züchtlingen von einem deutschen und den französischen von einem französischen Schulmeister Religionsunterricht gegeben. Von 12 bis 1 Uhr essen und ruhen die Gefangenen zum zweyten Mahle. Von 1 bis 4 Uhr ist wieder Arbeitszeit. Von 4 bis 5 Uhr wird zum Abendbrote die dritte Ruhestunde gegönnt. Von 5 bis 9 Uhr arbeiten die Züchtlinge, die Stunde des Nachtessens von 7 bis 8 Uhr ausgenommen. Nach 9 Uhr wird ein Gebet verrichtet und nach diesem die Gefangenen zur Ruhe geführt. An Sonn- und Festtagen wird nicht bloß gesungen, gebetet und ein Abschnitt aus der heiligen Schrift erklärt, sondern die deutschen Gefangenen werden auch von einem deutschen Pfarrer und die französischen von dem französischen Schulmeister in der Religion unterrichtet.

Außer der Säuberung der Stadt, wozu täglich ungefähr funfzig Personen gebraucht werden, hält man die Gefangenen im Hause zum Spinnen, Spuhlen, Weben, Wollekratzen und ähnlichen Arbeiten an. Wer durch eine vorher erlernte Arbeit mehr verdienen kann als durch die gewöhnlichen Hausarbeiten, dem werden Werkzeuge und Materialien dazu angeschafft. Alle Nothwendigkeiten des Hauses, Kleidungsstücke, Schuhe, Wagner-, Drechsler- und Schreinerarbeiten werden von den Züchtlingen selbst verfertigt. Die Geschicktesten und Fleißigsten beschäftigt man am liebsten zu Hause; doch werden alle wenigstens zwey Tage in der Woche außer dem Hause gebraucht, damit sie frische Luft schöpfen und gesunde Bewegung haben.

Die Speisen bestehen für diejenigen Züchtlinge, die weder strafbar träge, noch vorzüglich fleißig sind, das ganze Jahr durch Morgens in einer Erbsensuppe und in Haberbrey, Abends in einer Habersuppe und Mittags in einer Gerstensuppe und in einer Schüssel von trockenem oder grünem Gemüse oder Obst. Die Bewohner des Arbeitshauses erhalten jeden Donnerstag statt des Gemüses Kaldaunen und Sonntags Fleischsuppe und ein halbes Pfund Rindfleisch. Die Bewohner des Zuchthauses bekommen

nur alle vierzehn Tage oder jeden zweyten Sonntag Fleischbrühe und Rindfleisch.

In beiden Häusern können die Züchtlinge durch ihren Fleiß oder Unfleiß ihre Kost sehr verbessern oder verschlimmern, und diese Einrichtung halte ich für eine der vortrefflichsten, die jemahls in solchen Häusern gemacht worden. Man theilt die Züchtlinge in Ansehung ihres Fleißes oder Unfleißes, und der Belohnungen und Strafen, die sie dadurch verdienen, in fünf Klassen. In die erste Klasse gehören die vorsetzlich Unfleißigen, welche weniger Arbeit liefern, als man von einem jeden gesunden Menschen von mäßigen Kräften und Geschicklichkeit verlangen kann. Diese erhalten zu ihrer Nahrung nichts als Wasser und Brot. Die zweyte Klasse machen diejenigen aus, die gerade nur so viel arbeiten, als man von einem jeden gesunden Züchtlinge fordert, und deren monathliche Arbeit nicht den Werth von 45 Batzen übersteigt. Den Züchtlingen der zweyten Klasse, die nichts mehr thun, als was man ihnen aufgegeben hat, empfangen die gewöhnliche Portion der gewöhnlichen Speisen: nähmlich ein halb Pfund Brot, Suppe und einmahl Z u g e m ü s e, wie man in der Schweiz sagt. Die dritte Klasse enthält diejenigen, deren monathliche Arbeit wenig-

stens den Werth von 61 Batzen beträgt, und denen außer der Suppe zwey Mahl Zugemüse und ¾ Pfund Brot gereicht wird. Die Züchtlinge der vierten Klasse, von welchen man den Werth von 69 Batzen monathlicher Arbeit verlangt, erhalten dieselbigen Speisen, die denen der dritten Klasse bestimmt sind; doch wird ihnen ¼ Pfund Brot mehr gegeben. Die fünfte und höchste Klasse umfaßt endlich diejenigen, deren monathliche Arbeit auf 84 Batzen und darüber geschätzt wird. Den Fleiß solcher Züchtlinge belohnt man dadurch, daß man ihnen außer der Suppe und dem doppelten Zugemüse noch Fleisch und Wein und täglich 1¼ Pfund Brot gibt. Über dieß können die fleißigsten Züchtlinge darauf rechnen, daß man ihnen bey der Entlassung ein ihrem Fleiße entsprechendes Prämium reichen werde, so wie die auf ihre ganze Lebenszeit zum Zuchthause verurtheilten Gefangenen hoffen dürfen, daß sie nach funfzehn Jahren ihre Freyheit wieder erlangen werden, wenn sie sich während ihrer Strafzeit ordentlich und fleißig betragen haben.

Die musterhafte Einrichtung, vermöge deren man die Züchtlinge in Stand gesetzt hat, ihre Lage um verschiedene Grade zu verbessern, hat das bernische Zuchthaus nicht

nur zu einer Schule des Fleißes und der Besserung gemacht, sondern hat auch die Kosten desselben um mehr als ein Viertel vermindert, ungeachtet man die Zahl und Besoldungen der Bedienten und die Nahrung der fleißigen Züchtlinge beträchtlich verbessert hat. Im Jahre 1782 kosteten 190 Gefangene im bernischen Zucht- und Arbeitshause 10991 Kronen. Ihr Verdienst betrug nicht mehr als 5974 Kronen, und jeder Gefangene also kostete jährlich 24 Kronen, 17 Batzen, 3½ Kreuzer. In den folgenden Jahren nahm die Zahl der Gefangenen und die Summe des jährlichen Aufwandes immer zu; allein in gleichem Verhältnisse stieg auch der Gewinn der Arbeit der mit einander wetteifernden Züchtlinge, so daß im Jahre 1787 zwey hundert und fünf und sechzig Gefangene zwar eine Ausgabe von 14894 Kronen verursachten, aber auch 9835 Kronen durch ihre Arbeit wieder erwarben, und also nur 5059 Kronen als unersetzter Aufwand übrig blieben. Wenn man die Zahl der Züchtlinge in den vier letzten Jahren durch die Summen des reinen Aufwandes in eben diesen Jahren theilt, so ergibt sich, daß jeder Gefangene im Durchschnitte nur 18 Kronen und 2 Kreuzer gekostet hat. Ungeachtet die Züchtlinge im Ar-

beitshause besser gekleidet und genährt werden als die des Zuchthauses, so kosten doch die letztern mehr als die erstern, weil sie mehr Bediente und schärfere Aufsicht als die letztern erfordern. Man hat berechnet, daß jeder Gefangene im Zuchthause täglich 12½ Kreuzer und hingegen im Arbeitshause nur 12 Kreuzer kostet.

Für die Zweckmäßigkeit und Reinlichkeit der Kleidung der Gefangenen kann nicht besser als im bernischen Arbeitshause und Zuchthause gesorgt werden. Man schneidet allen Gefangenen, die auf mehrere Jahre in das Zuchthaus verurtheilt sind, gleich nach ihrem Eintritte das Haar nahe am Kopfe ab, und dieß wiederhohlt man alle zwey Monathe, die letzten sechs Monathe vor der Entlassung ausgenommen. Alle Gefangene müssen gleich nach ihrer Ankunft in ein Bad gehen, um sich ganz rein zu waschen, und wenn sie aus dem Bade kommen, so wird ihnen die Kleidung des Hauses angethan. Die Kleider hingegen, die sie mitbringen, werden der Frau des Zuchtmeisters zum Waschen übergeben, und hernach dem Verwalter überliefert, der sie, mit der Nummer des Gefangenen bezeichnet, bis zur Entlassung des letztern im Magazine aufhebt. Die Kleidung der Männer im Zuchthause besteht in einem kur=

zen, braunen und schwarzgestreiften Rocke, von halb wollenem und halb leinenem Tuche, in einem Wamms und in langen Beinkleidern von demselbigen Zeuge. Rock und Wamms sind mit demselbigen Tuche, die Beinkleider aber mit Linnen gefüttert. Hierzu kommen noch im Winter wollene, im Sommer leinene Strümpfe, Schuhe mit hölzernen Sohlen und Mützen von eben dem Zeuge, aus welchem die übrigen Kleidungsstücke gemacht sind. Alle Kleidungsstücke sind mit der Nummer des Trägers bezeichnet, und an den Röcken der Zuchthäusler sind an der Brust die beiden Buchstaben S. H., und an den Röcken der Arbeitshäusler die Buchstaben A. H. ausgeschnitten und mit weißem Tuche unterlegt. Jeder Züchtling hat wenigstens drey Hemden, wovon ihm Sonnabends ein reines zum Wechseln gegeben wird. Die Kleidung der Arbeitshäusler ist, wie die der Weiber, in beiden Häusern von demselbigen Stoff, aber blau von Farbe. Die Weiber erhalten außer einem Rocke und Unterrocke ein Korset, eine Jacke und eine Kappe ohne Spitzen, vier Hemden und drey Schürzen. Eine vollständige Mannskleidung kostet im Zuchthause 7 Kronen, und im Arbeitshause 7 Kronen und 10 Batzen. Eine vollständige Weiberkleidung aber kostet im erstern Hause nur 4,

und im letztern 4 Kronen und 20 Batzen. Ich habe nicht nöthig, Sie aufmerksam darauf zu machen, daß durch die ausgezeichnete Kleidung und durch die Schur des Kopfes die Flucht der Gefangenen sehr erschwert wird. Alle Gefangene müssen sich wenigstens im Jahre ein Mahl baden, und so oft es nöthig ist die Füße waschen.

Auf die Reinlichkeit der Häuser und der Betten der Gefangenen wird nicht weniger Sorgfalt als auf die Reinlichkeit ihrer Leiber und Kleider gewandt. In jeder Woche werden alle Zimmer, Gänge und Treppen Sonnabends bey offnen Fenstern und Thüren ausgefegt, und dieß wird an den Gängen und Treppen Mittwochs wiederhohlt. Im Sommer bleiben die Thüren und Fenster der Schlafkammern den ganzen Tag offen, auch sind in den Arbeitsstuben stets einige Fenster geöffnet. Im Winter werden die Thüren wenigstens eine Stunde lang offen gehalten, und Zimmer und Gänge werden wöchentlich einige Mahle, und das Speisezimmer nach dem Essen allemahl mit Wacholder geräuchert. — In jede Bettstelle gehört ein Unterbett und Hauptküssen von Streu, zwey wollene Decken und ein Paar Leintücher, die alle sechs Wochen geändert werden.

Unter den Anstalten, die man zur Si=

cherheit des Hauses, und zur Verwahrung der Flüchtlinge getroffen hat, sind einige vorzüglich bemerkenswerth. So bald es finster wird, werden die Laternen in den Gängen angezündet, Lichter aber sind einzelnen Gefangenen eben so wenig als Gabeln erlaubt, und Messer nur allein zum nothwendigen Gebrauche beym Essen. Der Zuchtmeister, der alle Schlüssel in seiner Verwahrung hat, ist verpflichtet, einige Mahle in der Woche alle Schlösser und Gitter zu besichtigen. Eben so oft werden die Kammern, Bettstellen, Unterbetten, Kissen, u. s. w. genau durchgesucht. — Alle Strafen, die man den Gefangenen zuerkannt und an ihnen vollzogen hat, werden in ein besonderes Buch geschrieben, das bey wiederhohlten Vergehungen gegen die Thäter als Kläger auftritt, und ihre Züchtigung erschwert. Leises Reden ist ohne Ausnahme, so wie alles Reden bey Tische verboten. Ausreisser, die man wieder ertappt, verlieren dadurch die Zeit der schon ausgestandenen Strafe, und beym zweyten Versuche werden die flüchtigen Arbeitshäusler in das Zuchthaus versetzt, und den Zuchthäuslern Springketten angelegt.

Bey den großen Vorzügen des bernischen Zuchthauses haben mir nur zwey Stücke bedenklich geschienen: nähmlich das Zusam-

menschlafen von Gefangenen in einem Bette, und dann das Vermiethen der Züchtlinge zum Tragen, Graben und andern Handarbeiten außer dem Hause. Das erstere könnte leicht unnatürliche Sünden veranlassen, und das andere muß allem Ansehen nach den ehrlichen Taglöhnern schaden, die in Bern nicht unter 8 Batzen arbeiten können.

Ein sicherer Beweis des wachsenden Wohlstandes des Kantons Bern ist die noch immer zunehmende Bevölkerung. Den jährlichen Gewinn an Menschen habe ich, so wie die ganze Volksmenge, selbst von Mitgliedern der Regierung in sehr verschiedenen runden Zahlen angeben gehört, nicht, wie ich glaube, deßwegen, weil ihnen die Papiere unbekannt waren, die ich durch freundschaftliche Mittheilung erhalten habe, oder weil sie den gegenwärtigen Zustand ihres Landes verherrlichen wollten, sondern weil sie die Resultate von Rechnungen, die der Regierung vorgelegt worden, nicht richtig behalten hatten *). Nach einer Zählung, die im Jahre 1783 vorgenommen wurde, enthielt die Stadt und das Gebiet der Re-

*) Lange nach meiner Rückkunft schrieb man mir, daß die Tabellen, die ich in Bern erhielt, der Regierung noch immer nicht vorgelegt worden.

publik Bern 383949 Seelen, und der jährliche Gewinn an Menschen steigt nach den Berechnungen der letztern Jahre von 2363 bis 2578, so wie man annehmen kann, daß im Durchschnitte jährlich 200 bis 215 Menschen durch Auswanderungen, unter welchen die auswärtigen Kriegsdienste mit begriffen sind, für den Kanton verloren gehen. Die Bevölkerung soll zwar im deutschen Gebiete stärker als im französischen zunehmen; allein das Pays de Vaud soll doch auch nicht mehr, wie ich vor sechs Jahren hörte, an Bewohnern verlieren. Bey der stets wachsenden Bevölkerung und Wohlhabenheit des Kantons Bern muß man nothwendig erstaunen, wenn man hört oder liest, daß die Bürger von Bern, und zwar die regierenden so wohl als nicht regierenden Geschlechter schon über ein Jahrhundert abgenommen haben und noch immer abnehmen, ungeachtet sie vor den übrigen Einwohnern der Stadt und des Kantons die größten und mannigfaltigsten Vorzüge haben. Folgende Data, die aus zuverlässigen Quellen geschöpft, und die wahrscheinlich dem größten Theile der Einwohner von Bern unbekannt sind, werden Ihnen den vormahligen und gegenwärtigen Zustand der Bürgerschaft von Bern hinlänglich bekannt machen, und wer-

den in Ihnen nicht weniger Fragen und Betrachtungen als in mir veranlassen.

Die regimentsfähige Bürgerschaft in Bern hat seit einem Jahrhunderte um die Hälfte abgenommen. Noch in dem ersten Decennio dieses Jahrhunderts wurden aus den regierenden Geschlechtern 1782 Kinder geboren, in den zehn Jahren hingegen, die zwischen 1770 bis 1780 verflossen, wurden nur 893 Kinder getauft. Die Zahl der Geschlechter, die zwischen 1684 und 1784 ausgestorben sind, beträgt 207, und also in einem Zeitraume von hundert Jahren verschwanden jährlich mehr als zwey Geschlechter. Dieß schreckliche Aussterben hat in den letzten zwanzig Jahren um ein Viertel nachgelassen. Im Jahre 1768 lebten in Bern 268 regimentsfähige Familien, die sich bis 1787 nur um 19 vermindert haben, so, daß man jetzt den jährlichen Abgang auf anderthalb Familien berechnen kann. Wenn aber in den letzten zwanzig Jahren die Zahl der ausgestorbenen Geschlechter geringer war als in den vorhergehenden achtzig Jahren so war hingegen der Verlust an Personen, oder das Zusammenschmelzen aller Familien um desto beträchtlicher. Im Jahre 1768 bestanden die 268 regierenden Geschlechter aus 2325 Köpfen. Neunzehn Jahre später

zählte die um 30 Geschlechter verminderte regimentsfähige Bürgerschaft nur 2129 Mitglieder, also 206 Personen weniger, als im Jahre 1768 gelebt hatten. Nicht weniger traurig ist es, daß sich mit der Zahl der Geschlechter auch die Fruchtbarkeit der Ehen vermindert hat. Zwischen 1700 und 1780 nahm die Zahl der Ehen nur um ein Sechstel, die Zahl der Geburten aber um die Hälfte ab. Noch im Jahre 1700 konnte man voraus setzen, daß jede Ehe vier Kinder bringen würde, jetzt hingegen kann man auf jede Ehe in regierenden Familien höchstens drey Kinder rechnen. Kurz vor der letzten Regimentsbesatzung bemerkte man, daß unter zwey hundert Mitgliedern des großen Raths sieben und funfzig gar keine Kinder, und neunzig, jedes nur Einen Sohn hatte. Weil man in den letzten Jahren fünf Geschlechter, die entweder niemahls oder doch seit Menschendenken keinen Theil an der Regierung hatten, unter die regimentsfähigen Geschlechter aufgenommen hat; so bestand die regimentsfähige Bürgerschaft in Bern im Jahre 1787 aus 243 Familien und 2162 Personen beiderley Geschlechts.

Die regimentsfähigen Familien machen nicht ganz die Hälfte der bernischen Bürgerschaft aus, wie Sie aus folgendem Verzeich-

nisse sehen werden. Im Jahre 1787 stieg die Zahl aller bernischen Bürger auf 2153, und der Bürgerinnen auf 2402. Unter den erstern waren 332 Handwerker, 739 Ehemänner, 678 ledige Mannspersonen zwischen 16 und 60, und 32 über sechzig Jahre. Unter den Bürgern überhaupt waren 145 Personen zwischen 60 bis 70 Jahren, 68 zwischen 70 bis 80, und 16 über 80 Jahre. Unter den Bürgerinnen waren 739 Ehefrauen, wovon in den geringern Klassen wenigstens ein Drittel vom Lande seyn soll, ledige zwischen 16 und 50 Jahren 615, über 50 Jahre 138, Mädchen 598. In Ansehung der Dauerhaftigkeit scheinen die Bürgerinnen von Bern vor den Bürgern keinen Vorzug zu haben; denn sie hatten unter sich nur 145 Personen zwischen 60 bis 70 Jahren, 77 zwischen 70 bis 80 Jahren, und 17 Personen über 80 Jahre. Wenn man zu der angegebenen Zahl aller Bürger und Bürgerinnen von Bern auch die so genannten ewigen Einwohner rechnet, die ich in meinen vorigen Briefen schon beschrieben habe, und die 111 Personen männlichen, und 114 Personen weiblichen Geschlechts ausmachen; so beträgt doch die Bürgerschaft nicht die Hälfte der Einwohner der Stadt Bern, und dieß Mißverhältniß zwischen Bür-

gern und Nichtbürgern muß noch immer zunehmen, da die Bevölkerung der Stadt Bern beständig steigt, und die Zahl der Bürger und bürgerlichen Familien mit jedem Jahre geringer wird.

Man kann mit viel mehr Zuversicht behaupten, daß die Ursachen der unaufhaltsamen Verminderung der bernischen Bürgerschaft in der eigenthümlichen Verfassung, und zwar höchst wahrscheinlich in den scheinbaren Vortheilen liegen müssen, welche die bernische Verfassung den Bürgern vor den Nichtbürgern verschafft; daß ferner die Abnahme der regierenden und nicht regimentsfähigen Bürger durch ganz verschiedene Ursachen bewirkt werde, als man sich schmeicheln darf, alle die Ursachen, wodurch diese auch in andern ähnlichen Staaten sich zeigende Erscheinung hervor gebracht wird, und die Wirksamkeit oder den Einfluß einer jeden einzelnen Ursache anzugeben.

Am leichtesten wäre freylich das schwere Räthsel aufgelöst oder vielmehr zerschnitten, wenn man die Schreckbilder unsers Zeitalters, überhandnehmende Prachtliebe und Sittenverderbniß, und besonders diejenigen Laster, wodurch die Gesundheit und Zeugungskraft der Menschen am meisten zerstört oder geschwächt wird, Schwelgerey und Üp=

pigkeit als die Ursachen des Zusammenschwindens der bernischen Bürgerschaft anführte. Allein diese allgemeinen Erklärungsformeln, die man allenthalben braucht, und allenthalben gelten läßt, wären in dem gegenwärtigen Falle gewiß sehr übel angebracht.

Freylich haben in Bern, wie anderswo, mit dem aus der wahren Aufklärung entstehenden höhern Lebensgenusse die Bedürfnisse, und mit den Bedürfnissen der Aufwand zugenommen, und die heutigen Berner wohnen daher bequemer, kleiden und nähern sich besser, und halten oder besuchen mehr Gesellschaften als ihre entfernteren Vorfahren; man kann aber im geringsten nicht sagen, daß in Bern ein ungewöhnlicher und verderblicher Luxus, oder eine das Vermögen so wohl als die Gesundheit zerstörende Schwelgerey herrsche. Solchen Ausschweifungen widersetzen sich nicht bloß die Aufwandsgesetze, sondern noch viel mehr der Geist der Verfassung, aus welchem diese Gesetze ausflossen, und dann die fast allgemeine Denkungsart der vornehmen Geschlechter, die in Aristokratien mehr als in andern Regierungsformen für ihre Erhaltung sorgen, weil man es nirgends so sehr der Mühe werth glaubt, zu den ersten zu gehören. Prachtliebe und Wohlleben haben in diesem Jahrhunderte,

und besonders in den letzten zwanzig Jahren auf dem Lande, und zwar unter den Hirten so wohl als unter den ackerbauenden und fabricirenden Landleuten ohne Verhältniß mehr als in der Hauptstadt zugenommen. Auch auf den bernischen Alpen begnügen sich die Hirten nicht mehr mit den einfachen Milchspeisen, womit die Väter und die Großväter sich nährten, sondern man trinkt ein oder mehrere Mahle Kaffee mit dem besten Rahme, hält den Wein für unentbehrlich, und ißt das beste Kalbfleisch und wohl gar Gebackenes. Noch leckerhafter als die Älpler sind die reichen Bauern im Emmethale und Aargau, besonders im Emmethale, wo die Landleute noch über dieß mit städtischer Pracht möblirt und gekleidet sind. Im Emmethale soll kein wohlhabender Bauer seyn, der nicht zu seinem Vergnügen ein schönes Pferd und einen leichten sauber gearbeiteten Wagen hielte, und wenn einer es nicht vermag, so verbindet ein solcher sich mit einem andern oder mit einigen von seinen Nachbarn, um auf gemeinschaftliche Kosten eine ländliche Equipage anzuschaffen. In Bern hingegen fiel es mir dieß Mahl gleich in den ersten Tagen auf, daß die Pracht in Kleidern und Putz nicht nur geringer als vor sechs Jahren, sondern auch mäßiger als

in andern deutschen und schweizerischen, ungefähr gleich großen und weniger reichen Städten sey. Als ich diese Beobachtung den einsichtsvollsten und unparteyischsten unter meinen hiesigen Freunden mittheilte, versicherten mir diese übereinstimmend, daß Häuslichkeit und Sparsamkeit in den letzten Jahren merklich zugenommen, und die Sitten des andern Geschlechts sich in Vergleichung mit vorigen Zeiten eben so sehr gebessert hätten. In Bern sey jetzt unter den jungen Frauen zwischen zwanzig und dreyßig Jahren keine einzige, die in einem verdienten übeln Rufe stehe, und dieß sey, wie man hinzusetzte, um desto mehr zu verwundern, da manche Ehen Anfangs nicht aus gegenseitiger Zuneigung, sondern nach allerley Familienverhältnissen geschlossen würden. Ein nachheriges vernünftiges und liebreiches Betragen mache selbst die meisten Conventionsehen oder die Verbindungen von Personen glücklich, die mehr durch das Schicksal als durch ihre Wahl mit einander vereinigt worden.

Wenn aber, werden Sie fragen, weder Verschwendung, noch die Laster der Sinnlichkeit die bernische Bürgerschaft untergraben, wo soll man den Wurm suchen, der an dem Baume ihres Lebens naget? wo den

Sitz und die Ursachen der langsam abzehrenden Krankheit der Bürgerschaft, da doch der bernische Landmann und auch die übrigen Einwohner von Bern, die keine Bürger sind, bey einer größern oder wenigstens gleichen Pracht und Wohlleben zu einem immer höhern Wohlstande aufblühen?

Hierauf antworte ich kurz nach den sorgfältigsten Forschungen: die wahre, wenn gleich versteckte Ursache des allmählichen Verdorrens und Absterbens der bernischen Bürgerschaft liegt in der Verfassung, wodurch der lebendige und alles belebende Geist der Thätigkeit und des emporsterbenden Wetteifers in dem Vornehmen wie in dem Geringen erstickt oder zurück gehalten wird. Diese Wirkung der Verfassung ist bey der kleinen Bürgerschaft freylich viel augenscheinlicher als bey den regimentsfähigen Geschlechtern. Die meisten Handwerker, die das Bürgerrecht von Bern besitzen, sind zu stolz, als daß sie irgend eine Handarbeit aus dem Grunde lernen und mit Eifer üben sollten; so stolz, als in Deutschland kaum der roheste Adel auf seine Ahnen gewesen ist oder noch ist. Dieser lächerliche Stolz, der sich gemeiner aber ehrlicher Arbeiten schämt, und die daher entstehende Ungeschicktheit und Trägheit führen, wenn auch nicht immer zu den Lastern

gemeiner Müßiggänger, zur Völlerey und Liederlichkeit, wenigstens zur Vernachlässigung des Nahrungszweiges, womit man sich selbst und Weib und Kinder erhalten sollte, und zuletzt zu Bankerotten und Armuth. Wenn aber Professionisten in Bern auch geschickt und fleißig genug sind, um sich mit ihrer Händearbeit anständig nähren zu können; so kommen sie doch deßwegen selten auf einen grünen Zweig, weil die Vornehmen, für welche sie arbeiten, entweder gar nicht, oder schlecht und langsam, und zwar selten eher als drey Jahre nach der Lieferung der Arbeit bezahlen. Der geringere Bürger hat nicht das Herz, über diese Weigerung oder Zögerung der Bezahlung zu klagen, weil er sich vor der Rache der Mächtigen fürchtet, und durch stille Geduld hingegen kräftige Fürsprache zur Erhaltung irgend eines Ämtchens zu erlangen hofft, das in Bern wie in den kleinern aristokratischen Reichsstädten das höchste Ziel des arbeitscheuen gemeinen Mannes ist. Schlägt endlich auch diese Hoffnung fehl, so tröstet sich der verarmende Bürger von Bern immer damit, daß er entweder in den Reichthümern seiner Zunft hinlängliche Unterstützung oder in dem prächtigen Spitale einen bequemen und sichern Zufluchtsort finden werde. Wenn also auch

ein großer Theil der kleinern Bürger von Bern so träge, so liederlich und so verworfen ist, als er gemeiniglich geschildert wird; so bleibt es doch immer wahr, daß die Schuld davon ganz oder fast ganz auf die Verfassung und das Betragen der Reichen fällt *).

Ungeachtet die regimentsfähigen Geschlechter vor allen übrigen Mitgliedern des Staats begünstigt sind, und die Vortheile der Verfassung ausschließend zu genießen scheinen; so leiden sie doch von dieser ihnen so theuern Verfassung auf eine ähnliche Art wie die geringere Bürgerschaft. Die Söhne der regierenden Geschlechter erwarten im Durchschnitte wenig von ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Fleiße, sondern alles vom Staate, der in ihnen nicht so wohl Gaben und Verdienste als das Glück ihrer Geburt belohnt. Diese Belohnungen bestehen vorzüglich in den Landvogteyen, zu denen man aber der Re-

*) Ein großer Kenner der bernischen Verfassung meldet mir, daß die Liebhaberey der Vornehmen für ausländische Waaren, und dann das Versetzen von vielen Handwerkern auf das Land die Hauptursachen des Verfalls der Handwerke in Bern wie in vielen andern Städten seyen. — Ich gestehe, daß diese Ursachen mir nicht genugthuend scheinen.

gel nach nicht vor dem vier und dreyßigsten Jahre gelegt, weil man erst mit dem dreyßigsten Jahre fähig wird, in den großen Rath zu kommen, und vier Jahre in der Regierung gewesen seyn muß, bevor man um eine bernische Landvogtey loosen kann *). Die meisten Mitglieder erhalten daher ihre erste Landvogtey nicht vor dem 35., 37., 40. Jahre und manchmahl noch später, weil es sich selten trifft, daß gerade alsdann, wenn man in das dreyßigste Jahr eingetreten ist, eine Regimentsbesatzung vorgenommen wird, und daß man gleich in den ersten Jahren, wo man um Landvogteyen loosen darf, so glücklich ist, die goldene Kugel zu ziehen. Bis zum fünf und dreyßigsten, oder sieben und dreyßigsten, oder gar vierzigsten Jahre also müssen die Candidaten und Mitglieder der bernischen Regierung ganz allein oder größten Theils von ihrem Vermögen leben; denn die untern oder vorbereitenden Stellen,

*) Dieß Gesetz wurde im Jahre 1731 gemacht. In eben diesem Jahre aber verordnete man auch, daß, wenn Ämter von der dritten Klasse ledig, und keiner aus den ältern Promotionen sie begehren würde, alsdann die neuen Mitglieder des großen Raths auch vor dem Ende ihrer Wartzeit darum loosen könnten.

die man vor der Aufnahme in den großen Rath erhält, sind so wenig einträglich, daß man sie für keine beträchtliche Unterstützung halten kann. Das Vermögen von vielen Mitgliedern der Regierung ist, auf gewöhnliche Art genutzt, nicht einmahl hinreichend, um davon anständig leben zu können. Diese werden also entweder gezwungen, ihre Gelder in die französischen Fonds zu legen, um höhere Zinsen zu ziehen, wodurch dann die Capitalien, und mit diesen meistens auch die Hoffnung heirathen zu können, verloren gehen, oder sie müssen in Erwartung einer einträglichen Landvogtey Schulden machen, womit, wie es heißt, viele Landvögte ihre Ämter antreten sollen. Mancher vornehme Berner kann daher, wenn er auch noch so oft gern will, nicht vor dem 37., 40. Jahre, oder noch später heirathen, und auch alsdann wird er oft durch seine Lage veranlaßt, eine Braut zu wählen, von welcher er ihres Alters sowohl als des seinigen wegen gar keine oder doch keine zahlreiche und dauernde Nachkommenschaft zu hoffen hat. Unter den regimentsfähigen Familien sind nur wenige so reich, daß sie ihre Söhne im Anfange des schönen und starken männlichen Alters heirathen lassen, oder, wenn die Väter oder beide Ältern gestorben sind, daß die Söhne,

welche die väterliche Verlassenschaft mit allen Geschwistern zu gleichen Theilen theilen müssen, von den Einkünften ihres Erbtheils Frau und Kinder standesmäßig unterhalten können. Leider werden selbst in den reichen Familien, in welchen frühe Heirathen nicht durch Mangel von hinlänglichem Vermögen gehindert werden, durch das eingeführte römische Erbrecht, der Fruchtbarkeit von Ehen enge und für die Dauer von Geschlechtern oft gefährliche Schranken gesetzt. Damit nähmlich der Reichthum großer Familien nicht durch das Theilen unter viele Kinder zu sehr zersplittert, und das Ansehen und der Einfluß der Familien nicht zu sehr geschwächt werden, so hüthen sich selbst manche reiche Ältern vor einer großen Nachkommenschaft. Da nun die bernische Verfassung die Söhne der nichtreichen regimentsfähigen Geschlechter vom Heirathen überhaupt, oder doch vom frühen und zeitigen Heirathen zurück hält, und auch in den reichen Familien die Fruchtbarkeit häufig einschränkt; so kann man, glaube ich, mit Recht sagen, daß die Verfassung das allmähliche Aussterben so wohl der regimentsfähigen als der nicht regierenden bürgerlichen Familien veranlasse. Nach den Erfahrungen mehrerer Menschenalter sind die Summen, welche die Land-

vogteyen jährlich in die regimentsfähigen Familien gießen, verbunden mit dem Ertrage der Stammgüter und den Zinsen der von den Vorfahren zusammengesparten Capitalien, nicht hinreichend, die Bedürfnisse der regierenden Geschlechter zu bestreiten und die Lücken wieder auszufüllen, welche die Verschwendung einzelner Mitglieder gemacht hat, oder noch immer macht; und eine nothwendige Folge dieses Mißverhältnisses zwischen Einnahme und Ausgabe ist eine fortgehende Verminderung so wohl der regimentsfähigen Familien als ihres Wohlstandes.

Wenn man die bernische Verfassung nicht genau kennt, so ist es leicht, auf den Gedanken zu kommen, daß die regierenden Geschlechter nur das Vorurtheil, als wenn Handel und Manufakturen dem patricischen Adel Abbruch thäten, zu überwinden, und der Staat alle nützlichen Zweige der Industrie als ehrenvoll zu ermuntern brauche, um den regierenden Geschlechtern in Bern in ihrer Betriebsamkeit neue und unerschöpfliche Hülfsquellen zu eröffnen. Allein es war bisher nicht bloß Vorurtheil oder eigensinniges Gesetz *), daß die Candidaten und Mitglieder

*) Im Jahre 1747 wurde es wirklich allen Standsgliedern verboten, sich in Handelssachen

der Regierung den Großhandel und die Errichtung von Manufakturen mieden, die beide eben so viele Kenntnisse als Zeit verlangen. Wenn man auch annehmen könnte, daß junge Berner bey der Erziehung und Bildung, die sie als künftige Mitglieder der Regierung erhalten müssen, Zeit genug übrig behielten, um eine gehörige Kenntniß des Handels oder der Manufakturen zu erwerben; so würde doch den meisten das Vermögen fehlen, den einen oder die andern anzufangen. Das Vermögen der meisten Berner reicht allenfalls hin, um das zu ersetzen, was die Offizierstellen in auswärtigen Diensten, oder die Unterbedienungen in den Büreaux zu wenig einbringen; es ist aber nicht groß genug, um wichtige Unternehmungen in der Stadt zu machen. Freylich gehen manche junge Berner von Familie, die in ihrer Vaterstadt keine Aussichten haben, nach fremden Handelsstädten, und machen nicht selten ein außerordentliches Glück; allein diese ersetzen dann in Gesellschaft von reichen Gehülfen, die sie in Bern nicht finden können,

---

unter einander oder mit Fremden zu associiren; doch wurde es solchen, welche die Handlung gelernet hätten, erlaubt, dieselbe nach ihrer Beförderung in die Regierung fortzusetzen.

durch Talente und angestrengte Arbeitsamkeit, was ihnen an Vermögen abgeht, und werden gemeiniglich durch ihr Glück an den Ort gefesselt, wo sie dieses gefunden haben, einige wenige ausgenommen, die in ihrem Alter mit den gewonnenen Schätzen in ihr Vaterland zurück kommen. Wenn es aber endlich den Mitgliedern der vornehmen Familien und der Regierung nicht an Kenntnissen und Mitteln fehlte, Handel und Manufakturen zu treiben, so würden doch beide schwerlich weder mit der sechsjährigen oder gar zwölfjährigen Abwesenheit vereinbar seyn, welche die Verwaltung von einer oder zweyen reichen Landvogteyen nothwendig macht, noch auch mit den täglichen und mannigfaltigen öffentlichen Geschäften, die den Mitgliedern des kleinen Raths oder den eigentlichen Rathsherren obliegen. Gesetzt also auch, daß man nicht mehr glaubte, was man noch lange und gewiß nicht ohne Ursache glauben wird, daß Handel und bürgerliche Gewerbe das Ansehen der vornehmsten patricischen Geschlechter und der ersten Magistratspersonen schwächen müßten; so würde doch die Einrichtung einer Republik, die so reiche Landvogteyen zu vergeben hat als die bernische, sich der Entstehung und Beförderung von Handel und

Industrie unter den regierenden Familien widersetzen *).

Die beständige Abnahme der Bürgerschaft und der daher entstehende Hang der Verfassung zur Oligarchie hat schon lange allgemeine Befürchtungen und mannigfaltige Berathschlagungen der Regierung hervor ge-

*) Ein verehrungswürdiger bernischer Patriot, dem ich meine Gedanken über die Abnahme der patricischen Geschlechter mitgetheilt hatte, antwortete mir, daß der vornehmste Grund dieser Abnahme in den auswärtigen Kriegsdiensten liege. Der größere Theil der jungen Patricier gehe im 15. oder 16. Jahre in fremde Kriegsdienste, wo sie ihre besten Jahre zubrächten. Daher entständen so viele späte, so viele unfruchtbare, oder wenig fruchtbare Ehen.

Der Geist der Regierung, bemerkt eben dieser bernische Patriot, widersetze sich allerdings der Unternehmung von Fabriken und der Entstehung des Handels unter den patricischen Geschlechtern. Ohne diesen Grundsatz der Regierung würden die vornehmen bernischen Familien sehr bald allen Handel und alle Gewerbe zum Schaden der Landstädte an sich zu reissen suchen. Wenn die Verfassung nicht Handel und Wandel unter den angesehenen bernischen Geschlechtern zurück hielte, so würden die Fonds dazu sehr leicht in den Familienkisten oder in den Associationen von mehrern reichen Häusern gefunden werden.

bracht, und seit einem Jahre ist eine besondere Commission niedergesetzt, welche die Ursachen der Verminderung der Bürgerschaft und die leichtesten Mittel dagegen untersuchen soll. Diese Commission hat bis jetzt nichts entschieden, weil die einsichtsvollsten Staatsmänner, deren Gedanken ich durch einen glücklichen Zufall erhalten habe, in den Datis, von welchen sie ausgehen, nicht weniger als in den Folgen, die sie daraus ziehen, von einander abweichen, noch mehr aber, weil das gegenwärtige oder scheinbare Interesse aller derer, die eine Ergänzung der regimentsfähigen Bürgerschaft durch die Aufnahme neuer Geschlechter allein befördern können, gegen eine solche Ergänzung streitet, und diese Ergänzung selbst mit viel größern Schwierigkeiten verbunden ist, als Auswärtige sich nur einbilden können.

Das scheinbare Interesse der gegenwärtigen Mitglieder der Regierung streite, sagte ich, gegen die Aufnahme von neuen regimentsfähigen Geschlechtern. Die kleineren Familien nähmlich fürchten, daß sie durch die neuen und reicheren Geschlechter, besonders aus dem Adel des französischen Gebiets, verdrängt werden möchten *). Die großen Fa-

*) Diese Furcht war von jeher allen aristo-

milien dürfen zwar so etwas nicht fürchten, allein sie sehen doch ein, daß ihr Einfluß und die Vortheile, welche sie bisher genossen haben, um desto mehr eingeschränkt werden müssen, je mehr angesehene Geschlechter an der Regierung Theil haben werden, und daß sie hingegen hoffen können, um desto mehr Personen aus ihrem Mittel in die Regierung zu bringen, je kleiner die Zahl von

---

kratischen Familien in ähnlichen Fällen gemein. Als der Kaiser Claudius auch den Edeln und Reichen außer Italien den Zutritt zu dem Senate und zu allen öffentlichen Würden gestatten wollte, sagten die italiänischen Geschlechter: XI. 23. Annal. Non adeo aegram Italiam, ut senatum suppeditare urbi suae nequiret. Suffecisse olim indigenas consanguineis populis, nec poenitere veteris reipublicae. Quin adhuc memorari exempla, quae priscis moribus ad virtutem et gloriam Romana indoles prodiderit. An parum, quod Veneti et Insubres curiam irruperint, nisi coetus alienigenarum tanquam captivitas inferatur? Quem ultra honorem residuis nobilium? aut si quis pauper e Latio senator foret? Oppleturos omnia divites illos, quorum avi proavique, hostilium exercituum duces, exercitus nostros ferro, vique ceciderint. etc.

Nebenbuhlern werden wird. Über dieß sollen die großen Familien besorgen, daß, wenn eine Ergänzung der Bürgerschaft vorgenommen werde, eben dadurch die kleinern Familien ein unverlierbares Recht an der Regierung erhalten, oder zu erhalten sich einbilden möchten. Dieß doppelte Interesse der kleinern so wohl als der großen Familien wird die Aufnahme neuer Männer und Geschlechter allem Vermuthen nach so lange hinaus schieben, bis entweder die immer abnehmenden regimentsfähigen Familien nicht mehr so viele tüchtige Personen liefern können, als die Verwaltung des Staats verlangt, oder bis auch die nachtheiligen Folgen der Oligarchie so groß werden, daß man ohne die Vermehrung der regierenden Geschlechter eine die bisherige Verfassung gänzlich umkehrende Revolution befürchten muß *).

---

*) Die bernische Regierung hat eben dadurch viele Ursachen von Unzufriedenheit weggeräumt, daß sie im letzten März allen ewigen Einwohnern das Bürgerrecht geschenkt, und zugleich beschlossen hat, daß die bürgerlichen Geschlechter nie unter die gegenwärtige Zahl herab sinken, und der Familien, die an der Regierung Theil nehmen, nie weniger als 72 seyn; daß

Eine andere Ursache, warum man die Ergänzung der regierenden Familien so lange, als möglich, hinaus setzen wird, ist diese: daß die Aufnahme von neuen Geschlechtern mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist. Die Zahl derjenigen Personen und Häuser, deren Wünsche erfüllt werden, kann immer nur klein gegen die große Menge derer seyn, die sich in ihren Hoffnungen und Ansprüchen getäuscht finden; und unter denen, die solche Ansprüche machen, glauben immer die einen Vorzüge vor den andern zu verdienen. Die wohlhabenden, aber nicht regierenden bürgerlichen Familien in Bern berufen sich auf die Rechte ihrer Vorfahren, die ihnen oft erst bey Menschendenken durch unverdiente Unfälle, oder durch das Ansehen mächtiger Feinde, welche sie von der Regierung ausschlossen, entrissen worden. Die al-

---

also auch, wenn von den erstern oder letztern einige aussterben, sogleich andere an deren Stelle angenommen werden sollen. Man wird immer drey Familien zugleich das Bürgerrecht schenken, und zwar zweyen aus dem deutschen und einer aus dem französischen Gebiete. Bey der Aufnahme von Bürgern werden Wahl und Loos ungefähr wie bey der Besetzung von Rathsherrenstellen mit einander verbunden werden.

ten und reichen-Geschlechter in den Municipalstädten gründen ihre Hoffnungen auf die Verdienste ihrer Vorväter, die ihr Gut und Blut für die Wohlfahrt oder wenigstens für die Vergrößerung des bernischen Staats, und zwar zuletzt bey der Eroberung des Pays de Vaud gewagt und hingegeben haben. Der Adel endlich in der Waat verspricht sich um desto mehr, vor allen übrigen bey der Aufnahme von neuen Bürgern bedacht zu werden, da er seit mehr als zwey Jahrhunderten alle die Belohnungen hat entbehren müssen, worauf er um seiner Besitzungen, um seiner eigenen Verdienste und der Verdienste seiner tapfern Ahnen willen die gerechtesten Ansprüche gehabt habe, und die nur einigen Glücklichen aus seinem Mittel zu Theil geworden seyen. — Die Erwartungen dieser verschiedenen Candidaten des bernischen Bürgerrechts sind so streitend, daß die Regierung wahrschenlich ganze Stände, Städte und Gegenden beleidigen wird, wenn sie auch in der Aufnahme von neuen Bürgern mit der größten Klugheit und Billigkeit verfährt.

Viel auffallender als die Schwierigkeiten und Hindernisse der Ergänzung der bernischen Bürgerschaft war mir die Verschiedenheit der Urtheile, welche die scharfsinnigsten

Mitglieder der Regierung über die Zeit und den Grad der Nothwendigkeit dieser politischen Operation fällen. Einige behaupten, daß man die regimentsfähigen Geschlechter ohne Gefahr bis auf zwey hundert absterben lassen könne. Die zwey hundert übrig bleibenden Geschlechter würden gewiß alle zehn Jahre vier hundert Bürger hervor bringen, da mit der Abnahme der regierenden Familien, und der daher für die übrig bleibenden entstehenden Sicherheit einer baldigen Versorgung, Ehen früher geschlossen und auch fruchtbarer werden würden, als sie bisher gewesen seyen.

Wenn nun von den vier hundert Gebornen auch nur zwey hundert übrig blieben, so würden diese mehr als hinreichen, die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, da der Staat zu allen Ämtern und Geschäften, die er zu vergeben und zu besorgen habe, nicht mehr als 155, höchstens 165 Personen aus bürgerlichen Geschlechtern brauche. Durch die Befolgung des eben angeführten Raths gewinne man einen Zeitraum von funfzig Jahren, in welchem man die Ansprüche der verschiedenen Candidaten reiflich abwägen, und sich über die Art der Wahl der neuen Bürger vereinigen könne, die in einer Mischung von Glück und Gunst bestehen müsse.

Nichts sey nothwendiger als das ganze Wahlsystem lange vor der wirklichen Ergänzung der Bürgerschaft zu entwerfen. Man könne alsdann um desto unparteyischer darnach verfahren, und die Unzufriedenen, denen bey der Ausführung eines lange und gründlich überdachten Plans nicht genug geschehe, würden um desto eher besänftigt werden, wenn sie es sich selbst nicht verhehlen könnten, daß sie nicht durch den Haß oder die Kabalen von lebenden Mitgliedern der Regierung, sondern durch die Nothwendigkeit der Dinge und durch die Unmöglichkeit, alle zu befriedigen, ausgeschlossen worden seyen.

Andere Patrioten von nicht geringerem Ansehen und Einsichten halten die Krankheit der stets abnehmenden Bürgerschaft für so gefährlich, und die Nothwendigkeit der Hülfe für so dringend, daß man nicht genug eilen könne, um den Staat durch die Aufnahme von neuen Bürgern wieder herzustellen. Denn wenn man auch voraus setze, daß in jedem Jahrzehend vier hundert junge Berner geboren würden, und daß die Hälfte derselben so lange lebe, um dem Vaterlande zu dienen, so sey doch diese Zahl für die Bedürfnisse des Staats nicht hinreichend. Der regierende Rath verlange allein bey jeder

Regimentsbesatzung, die alle neun oder zehn Jahre erfolge, neunzig Mitglieder. Ferner würden zu den sechsjährigen Verwaltungen zehn Personen, zur Besetzung von geistlichen Stellen, die zur Hälfte an Bürger von Bern vertheilt zu werden pflegen, fünf und vierzig, zu den Diensten in den auswärtigen Regimentern vierzig, und zu den Geschäften von Advocaten, Procuratoren und geringern Officianten eben so viel, überhaupt 225 Personen, und also fünf und zwanzig Bürger mehr erfordert, als von den Gebornen das männliche Alter oder das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens erreichen. Gesetzt aber auch, daß der Staat nicht mehr als 200 Bürger zu seinem Dienste erfordere, und daß diese Zahl noch eine Zeit lang vorhanden sey, so müsse man doch immer annehmen, daß unter diesen zwey hunderten sich manche fänden, welche der Staat wegen ihrer Unfähigkeit oder Unwissenheit und Verdorbenheit als unwürdige Diener zu verwerfen Ursache habe. Je länger man mit der Ergänzung der Bürgerschaft zögere, desto schwerer werde es werden, sie auf eine für das Ganze vortheilhafte Art zu Stande zu bringen.

Ich nehme zwar von dem günstigen Urtheile, welches ich vormahls über die ber=

nische Verfassung gefällt habe, nichts zurück, und bin noch jetzt so sehr als jemahls überzeugt, daß vielleicht nie ein so vollkommener aristokratischer Staat existirte, als der bernische jetzt ist; daß die Unterthanen und besonders der Landmann unter keiner andern ähnlichen Verfassung so glücklich waren als im Kanton Bern; daß öffentliche Gelder nie mit einer solchen Gewissenhaftigkeit verwaltet und mit einer so weisen Güte angewendet, daß nirgends Wege, Brücken, Kanäle, Dämme und andere öffentliche Denkmahle und Werke prächtiger und dauerhafter gebaut, nirgends Arme und Kranke, hülfsbedürftige Alte und Waisen, und bey Überschwemmungen, Brandschäden, Theuerung und andern Landplagen alle Nothleidende mit einer so väterlichen Sorgfalt und so königlicher Freygebigkeit unterstützt werden als in der Republik Bern; nichts desto weniger kleben auch diesem in so vielen Rücksichten vollkommenen Staate manche Mängel an, die von einer jeden zur Oligarchie sich neigenden Verfassung unzertrennlich scheinen, und die vielleicht nirgends weniger schädlich als in Bern sind, weßwegen sie nur bey einer fortgesetztern Beobachtung und einer genauern Kenntniß der Verfassung, als ich auf meiner ersten Reise in die

Schweiz zu erlangen im Stande war, entdeckt werden können.

Zu diesen unvermeidlichen Gebrechen der bernischen, wie einer jeden andern ähnlichen Aristokratie, gehören Abneigung der regierenden so wohl als nicht regimentsfähigen Bürgerschaft gegen Handel und Fabriken; Ertödtung des Wetteifers in der Bildung des Geistes und Herzens nicht nur in den Söhnen der bürgerlichen, sondern auch der übrigen angesehenen Geschlechter des bernischen Gebiets, indem die einen wissen, daß sie auch ohne Fleiß und Kenntnisse zu allem gelangen, die andern hingegen voraus sehen, daß sie mit den vorzüglichsten Gaben und Kenntnissen dennoch von allen Belohnungen, welche diese verdienten, ewig werden ausgeschlossen bleiben; eine aus diesem Mangel von Aussichten und Aufmunterung entstehende Auswanderung oder Niedergeschlagenheit der trefflichsten Köpfe; seltene oder späte oder wenig fruchtbare Ehen, freywillige Absonderung von Eheleuten, die für die Sitten von beiden Geschlechtern nicht anders als schädlich seyn kann, und eine durch diese verschiedenen Ursachen bewirkte und noch immer fortdauernde Abnahme der Bürgerschaft. Nicht weniger nachtheilig als diese Gebrechen ist die Beförderung vieler

unfähigen und unwissenden Personen in die Regierung und aus dieser in solche Ämter, die ohne einen gewissen Vorrath von Kenntnissen und eine gewisse Übung im Arbeiten nicht gut verwaltet werden können; die Versetzung fähiger Personen in die ungleichartigsten Fächer und Ämter, wodurch Männer und Jünglinge gehindert werden, sich einem Fache vorzüglich zu widmen und sich darin auszubilden; und dann die aus der Überladung mit unwissenden Mitgliedern entstehende Unbehülflichkeit oder Schwerfälligkeit des regierenden Raths, wovon wieder Langsamkeit der Geschäfte, Schwierigkeit, manche gute, den Vorurtheilen von Schwachen oder den Absichten von Neidern entgegenlaufende Plane durchzusetzen, die durch das Gefühl beständiger Schwierigkeiten verursachte Erkältung des Eifers der geistreichern Patrioten für das allgemeine Beste, oder auch gefährliches Übergewicht einzelner, durch Talente, Einsichten, Verdienste und Verbindungen hervorstechender Mitglieder nothwendige Folgen sind. Aus dem Schooße der Verfassung erwachsen endlich Herabwürdigung der geringern und Übermuth der vornehmern Familien, der zwar in den letzten Zeiten mit dem Reichthume der regierenden Geschlechter sehr abgenommen hat, wovon

ich aber doch noch selbst solche Beyspiele erlebt habe, die in den guten deutschen Verfassungen gar nicht mehr gedenkbar sind; heimlicher Krieg der regierenden Familien gegen die nichtregierenden, und der kleinen regierenden gegen die großen; ewige Spaltungen und Befehdungen der großen Geschlechter unter einander; ein daher entspringendes allgemeines Mißtrauen und ängstliche Vorsicht im Reden und Handeln, die schon in der Jugend so groß ist, daß Jünglinge sich selbst in ihren fröhlichen Zusammenkünften selten vergessen, und sich einander nie gegenseitig anvertrauen; Mangel von Freyheit in historischen und politischen Untersuchungen und deren Bekanntmachung; Ertödtung von Offenheit, Freundschaft und den edelsten Freuden des geselligen Lebens; Schüchternheit der Regierung oder Mangel von Gewalt und Ansehen in der Abschaffung mancher Mißbräuche und der Einführung mancher Verbesserungen in Polizeysachen, und zuletzt Ohnmacht des ganzen Staats gegen benachbarte fremde Mächte, die eben so sehr durch den Abgang von geübten Kriegern als von großen Heerführern hervor gebracht wird. Wenn ich alle diese Unvollkommenheiten der bernischen Verfassung zusammen nehme, so erstaune ich darüber, daß

die Wirkungen derselben bisher nicht schädlicher, und daß mit so vielen und so großen Mängeln eine so beträchtliche Summe öffentlicher Glückseligkeit vereinbar war, als man in der Stadt Bern und in allen Gegenden ihres Gebiets wahrnimmt. Diese Wohlthaten verdankt die Republik ganz allein den außerordentlichen Männern, welche die freygebige Natur bisher aus der Mitte der edlen bernischen Geschlechter erweckte, und die gleichsam dem Geiste der Verfassung zum Trotze durch ihre innere Kraft angetrieben wurden, ihre seltenen Anlagen durch frühen und anhaltenden Fleiß auszubilden, um ihrem Vaterlande mit desto größerm Segen dienen zu können. Seit mehrern Menschenaltern war die Republik Bern nicht so reich an hoffnungsvollen Jünglingen und an verehrungswürdigen Staatsmännern als jetzt. Die Herren von Steiger und von Sinner, die Herren von Frisching, von Müllinen, von Jenner, von Manuel, von Tscharner, von Fellenberg und mehrere andere wären durch ihre Kenntnisse, Tugenden und Erfahrung gleich fähig und würdig, an der Seite der erhabensten Fürsten die größten Reiche regieren zu helfen.

Morgen reisen wir nach Lausanne. Aus

Genf werden Sie von mir wieder einen Brief erhalten, so wie ich in dieser Stadt auch einen zu finden hoffe.

Am 23. Aug. 1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ende des fünften Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph,

Briefe über die Schweiz mit Kupfern

Bd.: 5

Wien 1792

Res/It.sing. 1446-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921493-6
VD18 80023517-001